



DIE *gläsernen* STIMMEN

Band II – SCHATTEN
Ein Märchen der neuen Zeit

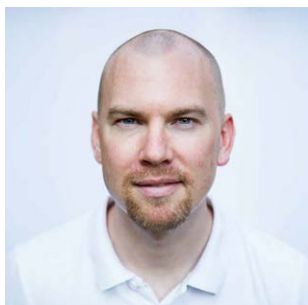


Foto: Stephan Eibel

Erstausgabe

© 2025 Oliver Kögler

Alle Rechte vorbehalten.

Texte, Illustrationen und Gestaltung: Oliver Kögler

olliventures

post@olli.ventures

www.olli.ventures

Obwohl dieses Werk frei zugänglich ist, unterliegt es dem Urheberrecht und darf nur mit ausdrücklicher Genehmigung ganz oder in Teilen vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Dieses Buch beansprucht keine Wahrheit.

Es lädt zum Lesen ein – frei, offen, achtsam.

Jede Zeile gehört dem, der sie fühlt.

Kapitel

I	Im Rausch	08
II	Fragil	12
III	Wahnsinn	14
IV	Innerer Dämon	18
V	Verlorener König	22
VI	Tribut der Schatten	26
VII	Asphalt der Einsamkeit	28
VIII	Zurück in der Wüste	32
IX	Träger ins Licht	36
X	System der Welten	46
XI	Formen der Liebe	52
XII	Schattenprüfung	58
XIII	Dunkle Nacht der Seele	64
XIV	Der schwarze Drache	68
XV	Urkräfte	76
XVI	Königin der Schatten	82
XVII	Morgenröte	90
XVIII	Der Seelenwald	94
XIX	Wegbereiter	98
XX	Sechster Sinn	102
XXI	Sprache des Waldes	106
XXII	Die Weise Walnuss	116
XXIII	Davids Bestimmung	122
XXIV	Elarions Schatten	130

Vorwort

Wer bin ich?

Vielleicht kein Künstler im klassischen Sinne, sondern eher ein Lebenskünstler – einer, der das Leben selbst zum Ausdruck bringt: in Momenten, Bildern, Worten. Kein Schriftsteller, sondern jemand, der Worte nicht sucht, sondern spürt; sie nicht denkt, sondern empfängt. Kein Psychologe im Beruf – und doch ein Reisender durch das wohl tiefste und weiteste Feld, das ein Mensch je betreten kann: das innere Königreich.

Diese Reise begann leise, mit einer Frage, die immer deutlicher wurde, je mehr ich ihr auswich: Wer bin ich – jenseits der Angst, jenseits von Sucht, jenseits der Rollen und Bilder, die mir im Außen Halt gaben? Ich taumelte durch innere Kriege, versank im Lärm von Drogen, Alkohol, Nikotin – all dem, was betäubt, ohne wirklich zu berühren. Und dennoch fühlte ich etwas Feines in mir, eine Ahnung, eine leise Stimme, die mir immer wieder zuflüsterte: Da ist mehr.

Mit dreißig Jahren traf ich eine Entscheidung. Ich verließ das System, das ich mir selbst gebaut hatte. Ich ging ins Unbekannte – dorthin, wo Meditation nicht nur Stille bedeutete, sondern Begegnung mit den Schatten. Es war ein Absturz – nach innen. Und dort begann meine Wandlung.

Kreativität war immer da – als Teil von mir, als Organ, durch das das Leben sprach. Bilder, Farben, Empfindungen begleiteten mich wie eine Sprache aus einer anderen Welt. Ich begann, meiner Intuition zu folgen, Schritt für Schritt, Bild für Bild. Und mit jeder wahren Entscheidung, die ich für mich traf, kehrte ein verlorenes Stück Leben in mich zurück.

Ich lernte, wieder zu fühlen, zu atmen, zu lieben. Lehrmeister traten in mein Leben, ebenso Prüfungen – und irgendwann, ganz leise, öffnete sich der Zugang zu dem, was ich die geistige Welt nenne: ein Raum der Verbindung, des Wissens, der Erinnerung.

So entstand ein Werk, das nicht geplant, sondern im Hier und Jetzt zur Welt kam: Die gläsernen Stimmen. Kein Produkt, keine Marke, kein Plan – sondern ein lebendiger Strom, eingefangen auf handgeschöpftem Büttenpapier, das jahrzehntelang schwieg, bis es durch mich zu erzählen begann. Jedes Blatt trägt einen Abdruck des Lebendigen, eine Spur von Licht und Schatten, eine Stimme, die erinnert.

Diese Geschichte, und vielleicht ist sie am Ende einfach nur das – eine Geschichte – erhebt keinen Anspruch auf Wahrheit. Sie zeigt keine Richtung, diktiert keine Regeln. Sie öffnet einen Raum. Sie erinnert – an das, was bereits in dir schlummert.

Vielleicht berührt dich ein Bild, ein Wort, eine Farbe – und schenkt dir einen Hauch von dir selbst. Und wenn du dich berühren lässt, dann trittst du nicht in meine Welt – du öffnest die Tore zu deiner.

Doch sei wachsam. Denn dieser Weg – nach innen, zum eigenen Königreich – verlangt Mut. Er ist kein Spaziergang, sondern ein tiefes Hinabsteigen in das, was lange verborgen war. Nicht jede Seele ist zu jedem Zeitpunkt bereit, diesen Pfad zu betreten. Es braucht Erdung, Achtsamkeit – und oft auch Begleitung.

Wenn du dich dennoch aufmachst, dann geh mit offenem Herzen, mit klarem Bewusstsein, mit innerer Verantwortung. Nicht um jemand Neues zu werden – sondern um dich zu erinnern, wer du wirklich bist. Es beginnt dort, wo du still wirst – und plötzlich spürst: Ich bin.

Danke an alle Weggefährtinnen und Gefährten, an meine Familie – und an jene, denen dieses Werk gewidmet ist: meine Kinder.





Prolog

Wenn du tief genug fällst, begegnest du irgendwann dem Teil in dir, der nie gefallen ist.

David fällt – nicht zum ersten Mal, aber diesmal bewusst. Sein Körper kollabiert, doch sein Bewusstsein gleitet tiefer, durch Bereiche aus Angst, Schuld und Erinnerung. Dort, zwischen Herzschlag und Vergessen, entstehen Räume des Erinnerns – und des Wiederfindens.

Hier beginnt die eigentliche Prüfung. Nicht gegen das Dunkel, sondern gegen den Widerstand, es zu fühlen. Sich selbst zu fühlen. Und mit dem Fühlen zeigt sich mehr als Schmerz – es offenbart Erkenntnis, Annahme und vielleicht den einen oder anderen Gefährten, dem wir sonst nie begegnet wären.

So heißt es auch im Schatten: fühlen, fühlen, fühlen.

Willkommen im Reich der Gläsernen Stimmen.

Im Rausch

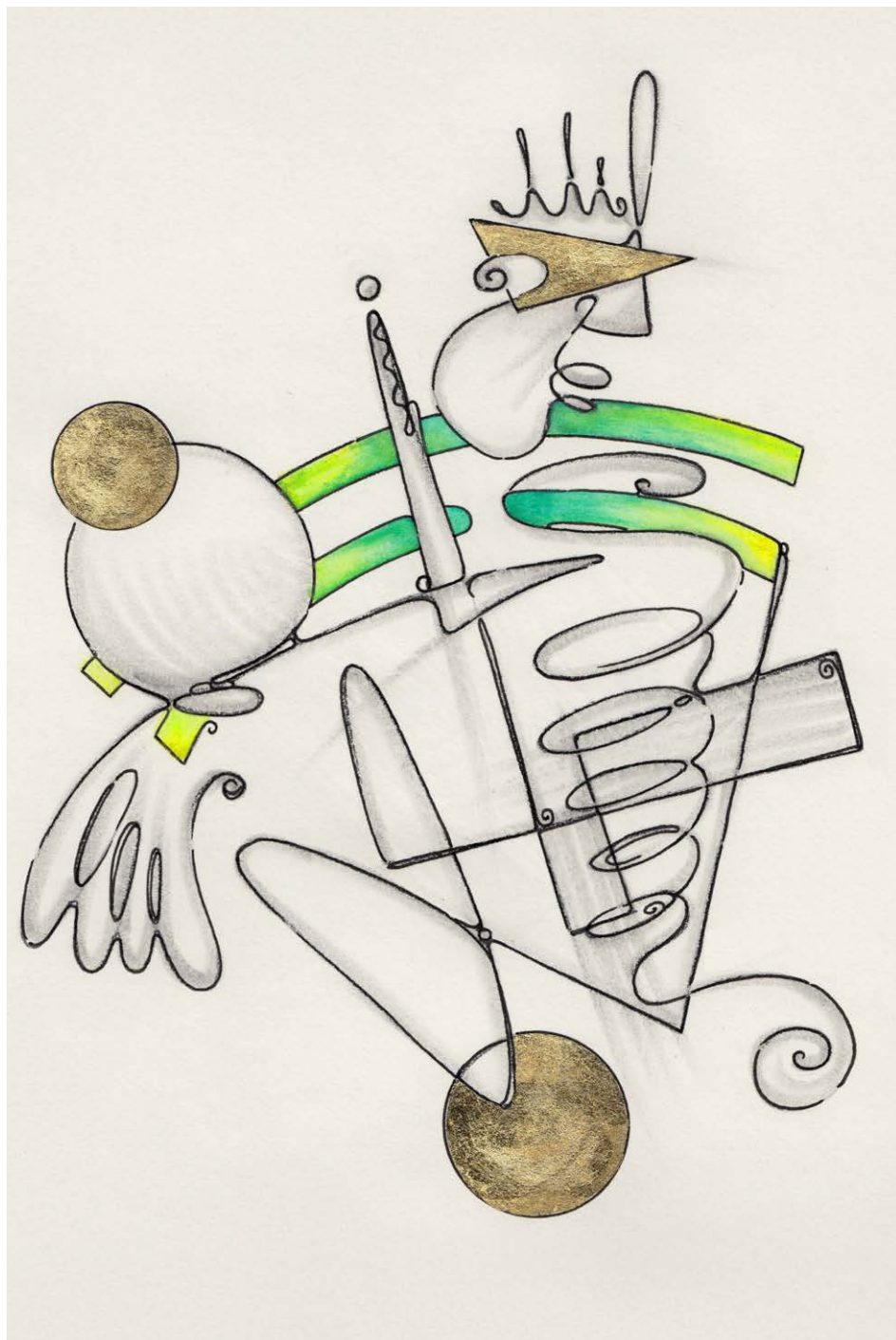
Eine weitere Nacht der Selbstzerstörung erhebt sich über mir. Ich spüre diese unbändige Kraft – ein elektrisierendes Ziehen, das aus dem Bauchraum empordrängt. Mein dunkler Gefährte, mein Dämon, klopft unaufhörlich an die Tür meines Inneren.

Alles, was ich jetzt tue oder lasse, fließt in dieses Feld. Es ist, als hielte ein einziger Paukenschlag den Atem an, bevor die Tür aufspringt – oder soll ich sagen, das Tor. Dann tritt das entfesselte Monster hervor: schreiend, erfüllt von Hass, verzerrt durch eine Liebe, die mir fremd bleibt, und getragen von jener tiefen Traurigkeit, die mich umhüllt.

Ich bin gewarnt – und doch weiß ich, zur rechten Stunde verlasse ich das Feld des grellen Treibens: das Umherziehen mit den Gefährten, von Disco zu Disco, von Straße zu Straße, im tosenden Lärm des Nachtlebens.

Begierig blicke ich in die Runde, in die Gesichter jener, die ich meine Freunde nenne – und die doch nur Gefährten sind, die mich durch die Nacht des Rausches tragen. Eine abgegriffene CD-Hülle wandert von Hand zu Hand, auf ihr das Sinnbild meines Begehrens, in feine weiße Linien aufgeteilt. Ich nehme einen kräftigen Schluck meiner Mischung und spüre, wie sich das ungestüme Gefühl der Freude in mir ausbreitet. Ein Schrei drängt nach außen, so groß ist das Glück. Für einen Augenblick löst sich der Drang der Sucht, und ich erhebe mich auf den Thron des Königs – zumindest in meinem eigenen Reich des Vergessens – und feiere die künstlich entzündeten Gipfel meiner Gefühle.

Der neueste Sound von Method Man dröhnt übersteuert aus den Lautsprechern. Der Raum bebt vor aufgedrehter Stimmung, durchzogen von Gelächter und Gebrüll – ein Vorspiel, ehe das Rudel auf die Straßen drängt. Ich ziehe meinen Anteil durch die Nase und lehne mich zurück. Heute wird kurz mit dem Rudel – und lang mit meinem dunklen Schatten.



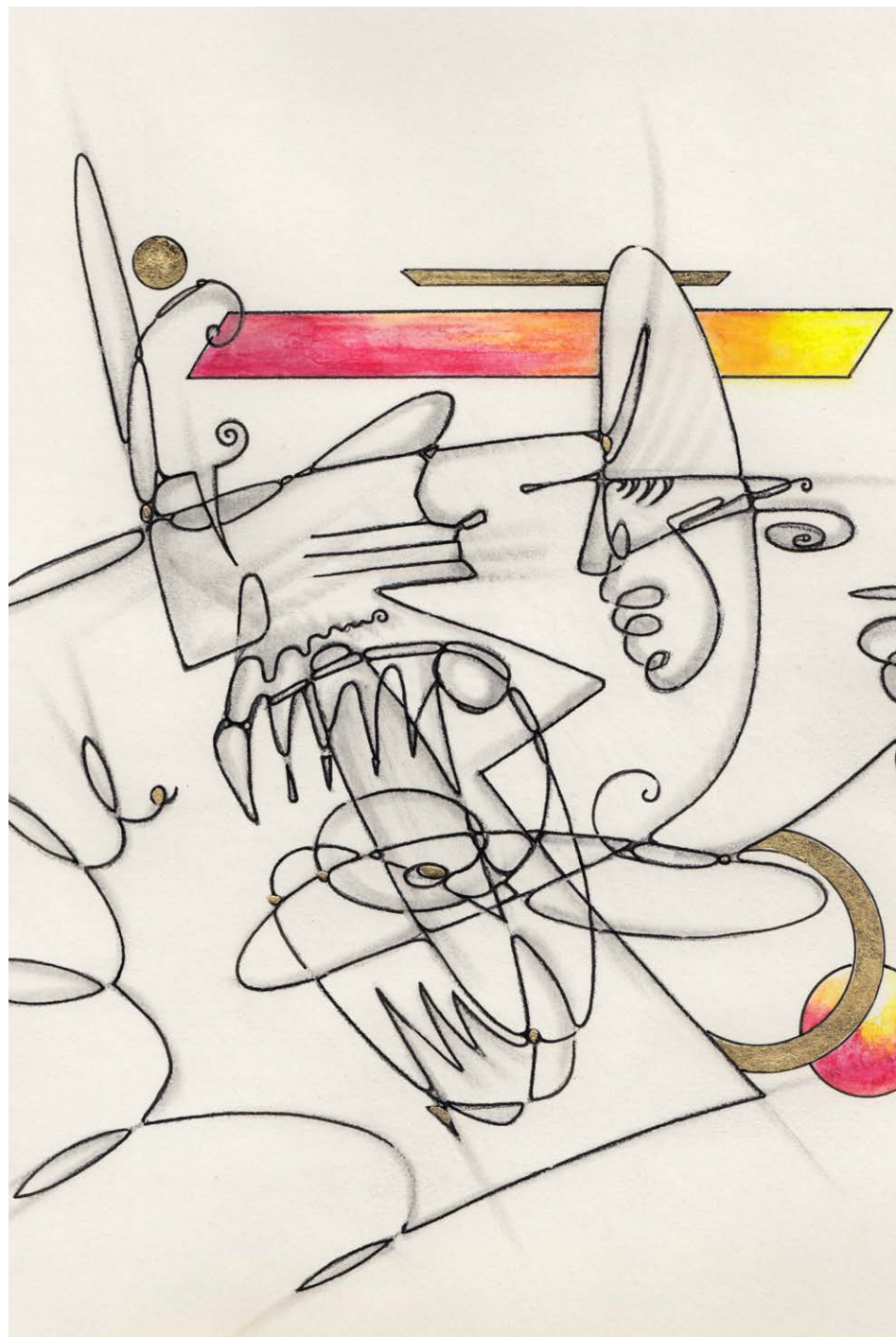
In einer Welle der Ekstase brechen wir auf zu unserer Stamm-Disco. Vor dem Eingang zerfallen wir in Grüppchen und reihen uns ein, als wären wir Fremde, obwohl uns die Türsteher längst kennen – eine Bande, die stets im Blickfeld steht. Die Nacht ist jung, der Einlass geschieht mühelos, das Publikum ein schillerndes Gemisch. Verschiedene Bereiche der Disco ordnen die Menge.

Unser erster Gang führt an die Bar, wo Gratis-Limes den Rest entfacht, bevor wir die Tanzfläche erobern. Die Stampferl brennen süß, und so kehre ich immer wieder zurück. Ich kann nicht genug bekommen, bis die Frau hinter dem Tresen das Brett fast vor meiner Nase wegzieht. Sie sieht es mir an: Hier ist einer, der vollkommen verloren ist – einer, der in jedem Schluck das sucht, was er irgendwann in seinem Leben verloren hat. Doch immer wieder ertränkt er alles in sich, nur um das herauszulassen, was auf dem Grund des tiefen, dunklen Sees verborgen liegt.

Langsam füllen sich die Räume der Disco, und mit jedem Gang, um mich zu erleichtern, trete ich aus dem Dunkel ins Licht. Mit breiten Schultern und zugekniffenem Blick betrete ich den Raum, die Hände leicht gespreizt als Signal. Jeder, der mir in den Weg kommt, spürt das dunkle Wesen, das in mir wohnt, und zieht sich zurück. Schultern sinken, Gruppen öffnen sich, Schneisen entstehen, durch die ich geradewegs schreite.

Dann geschieht es, ein Blitz durchzuckt mich. Ich verliere die Kontrolle. Ein Schlag gegen die Wand der Toilette, gefolgt von einem Schrei – hasserfüllt, aus tiefster Seele. Und ich weiß: Jetzt ist es Zeit, das Feld zu verlassen. Hinaus in die Nacht, fort von den Menschen, dorthin, wo der einsame Wolf – oder die Bestie – hervortreten kann und ihren verzweiferten Ruf in die Dunkelheit trägt.

Die Disco ist überfüllt. Ich drücke mich durch die Massen, mein Geist kreist nur um das Herauskommen. Die Garderobe lasse ich hinter mir, die Schlange zu lang, das Tor in mir längst geöffnet. Schließlich finde ich einen Hinterausgang und trete ins Freie. Die kalte Luft peitscht mir ins Gesicht. Ich halte inne, suche nach Orientierung. Über den Parkplatz? Hintenrum? Ich plane meine Flucht – den Weg nach Hause, in der Hoffnung, wieder zu mir selbst zurückzukehren.



Fragil

Torkelnd schreite ich über den Parkplatz der Disco, mein Geist wirbelt zwischen Taumel und Zerstörung. An einem alten blauen Benz bleibe ich hängen, stütze mich auf die Motorhaube und hinterlasse im Dank die Spuren meiner Silberringe im Lack. Die Lust an der Zerstörung pulsiert in mir, wild und ungestüm.

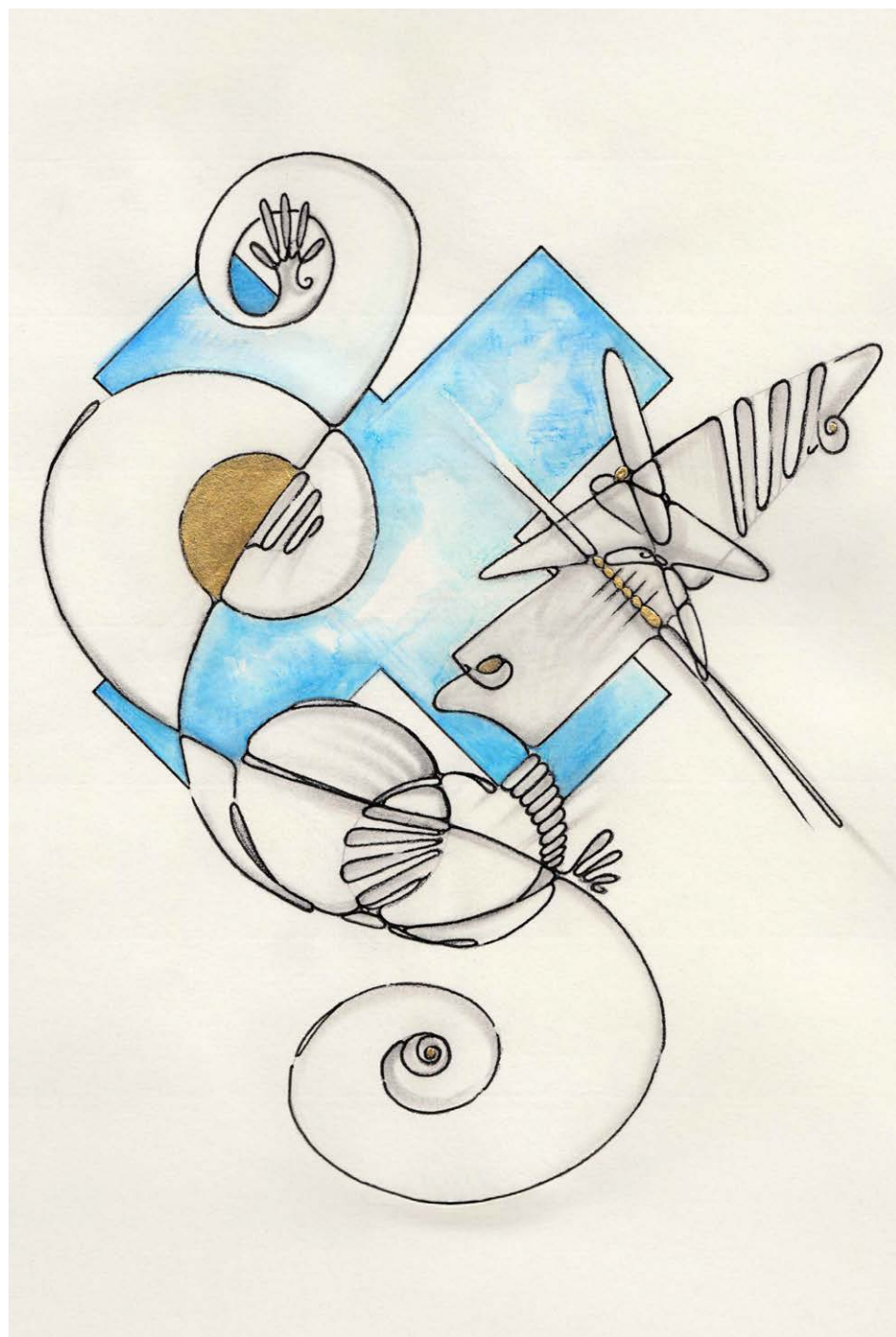
Dann tauche ich ab ins unbewusste Dunkel, lasse alles hinter mir. Vollgepumpt mit Drogen und Alkohol ziehe ich durch die Straßen, schreiend, auf der Suche nach einem Morgen, der mir Erlösung verspricht.

...

Irgendwann kehre ich zurück in meinen Körper, gerissen aus dem eigenen Geschrei. Die Kehle heiser, der Nachhall der Wut brennt in meinen Adern. Ich bin wieder da, und doch tobt die Energie des Dämons weiter – unstillbar, gierig nach Zerstörung. Ich orientiere mich, blicke nach den Himmelsrichtungen und wundere mich, wie weit ich noch von Zuhause entfernt bin, in diesem finsternen Stadtviertel, wo das Nachtleben schneller stirbt, als es geboren wird. Ich streife durch die Straßen, schlage mit dem Ellenbogen gegen Metallstangen. Der Schmerz wird zum Ventil meiner unbändigen Kraft.

Ein schwarzes Auto fährt durch die leeren Straßen und hält an der Kreuzung. Ein Schauer läuft mir über den Rücken – Zivis auf Streife. Gefahr. Ich wende mich ab, fliehe; mein Puls hämmert, während das Blaulicht lautlos über die Fassaden zuckt und mir folgt.

Die Gedanken rasen: nicht wieder eine Nacht auf der Wache, keine Anzeigen mehr! Ich tauche in die Gassen des stillgelegten Viertels, die hohen Tore der Altbauten geschlossen, bis ich zwei Ecken weiter ein angelehntes finde. Ich schlüpfe hindurch, folge dem langen Gang in einen Hinterhof, springe über Mauern – eins, zwei, drei – keuchend, der Atem im Hals.



Im Dunkeln kauere ich mich in einem Beet nieder; die Schatten der Nacht umarmen mich wie alte Gefährten. Dann richte ich mich auf und strecke den Kopf gen Himmel, wie ein Wolf, der den Vollmond herausfordert, ringe nach Luft, als wollte ich die Ketten sprengen.

Ich sinke zurück und lausche, ob sie mir folgen. Minuten der Stille schenken Sicherheit. Meine Arme werden zum Kissen, mein Kopf sinkt schwer darauf; die Anspannung weicht, mein Körper gleitet in Entspannung.

III

Wahnsinn

Ein kurzer Moment der Stille, der inneren Ruhe – und einen Atemzug später übernimmt wieder mein drogenverseuchter Körper die Kontrolle. Waren es zu Beginn des Abends noch göttliche Thesen, die mir zuflogen – geordnet, klar, wie sie kein Mensch vor mir empfangen haben kann –, so ist es jetzt ein Hurrikan aus Gedankenfetzen, der über mich hereinbricht. Zitternd sitze ich im Beet, Blut ergießt sich aus meiner Nase, und meine ganze Umgebung bebt.

Als Beobachter dieser erschreckenden Erfahrung begreife ich, was geschieht. Es gibt keinen Halt mehr auf diesem Horrortrip. Eine Überdosis? Mein Kopf sinkt unbeweglich tiefer in meine Arme. Der Größenwahn hat über mir die Manschette geöffnet, und das gesamte Wissen des Universums bricht ungebremst auf mich ein. Es verwirrt mich maßlos, und ich sehne mich nach Ruhe. Werde ich verrückt? Ja, das ist es, was geschieht! Nicht die Ausnüchterungszelle, sondern die Klappe – oder Schlimmeres. Ich drücke den Notfallknopf, will schreien, doch ich sinke immer tiefer in mich hinein und rufe in Gedanken: „Holt mir einen Krankenwagen!“ Aber mehr als ein gehetztes Atmen ist von mir nicht zu hören.



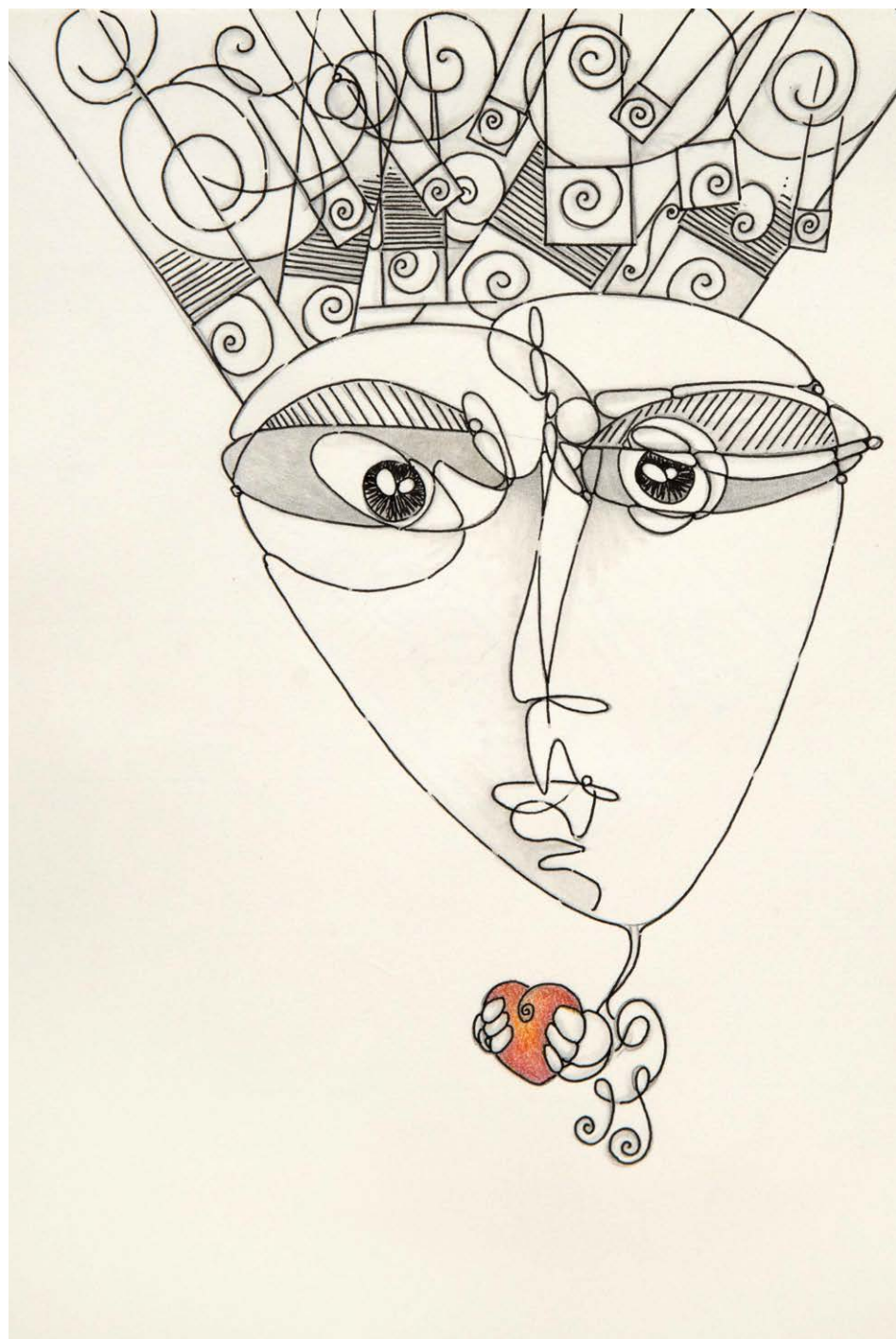
Stumm bleibe ich in meinem inneren Kampf, während sich mein Herz windet, aus dem Takt gerät und bis in den Hals hinauf hämmert. All das, verbunden mit den vielen Gedankenfragmenten, die wie kryptische Hieroglyphen oder ein unentzifferbarer Code auf mich niederhageln, raubt mir jeden Halt.

Es soll enden. Lieber eine Nacht in einer Zelle. Mein Körper wird taub, als hätten unzählige Ameisen Besitz von ihm ergriffen. Um diesem Chaos zu entkommen, wende ich mich vom Außen ab und gehe tiefer in mein Inneres – dorthin, wo flacher Atem entspringt und mein Herz wild schlägt. Näher, immer näher an mein Herz. Ich stelle mich vor es hin, flehend: „Du hast schon so viel mit mir ertragen. Ich nehme es dir nicht übel, wenn du mich diesmal im Stich lässt. Doch ich verspreche dir: Wenn du mich hier noch einmal herausholst, wird sich alles verändern. Ich schwöre es, bei allem, was mir heilig ist. Und das ist, weiß Gott, nicht viel.“

Da erwidert mir eine feine Stimme: „Jetzt, David, sprechen wir eine Sprache. Endlich nimmst du mich wahr. Ja, das, was gerade über dich hereinbricht, macht auch mir Sorgen. Diese Energie ist schwer zu halten. Wenn du mir vertraust, dann lass uns von hier fortgehen – weg von dem Ort, an dem dein Verstand einen Orkan ertragen muss. Hier braucht es eine dritte Instanz – eine Kraft, die sich zwischen dich und den Wahnsinn stellt, um deinen Verstand zu schützen.“

Ich fühle mich seltsam, diese Stimme meines Herzens zu hören – oder ist es eher ein Fühlen? Vielleicht die Vorstufe einer Krankheit, von der ich gehört habe: Stimmen, die zu mir sprechen. Oder einfach nur Teil des Trips, den ich gerade erlebe.

„Welche Instanz meinst du?“, frage ich. „Ich rede von dem, was du dein inneres Monster nennst. Es taucht auf, wenn du den Boden unter den Füßen verlierst und dem Blackout folgst. In diesen Momenten bist du sehr verletzlich und läufst Gefahr, dich in deinen Illusionen zu verlieren. Dein innerer Gefährte, dein Dämon, sorgt dafür, dass du zurückkehrst – immer und immer wieder. Dazu braucht es den Schmerz der Selbstzerstörung, die Wut, das Geschrei. Er ist in dieser Zeit dein Anker in die Erdenwelt. So kehrst du stets zurück. Zumindest bis jetzt. Wer weiß, was heute noch passiert.“



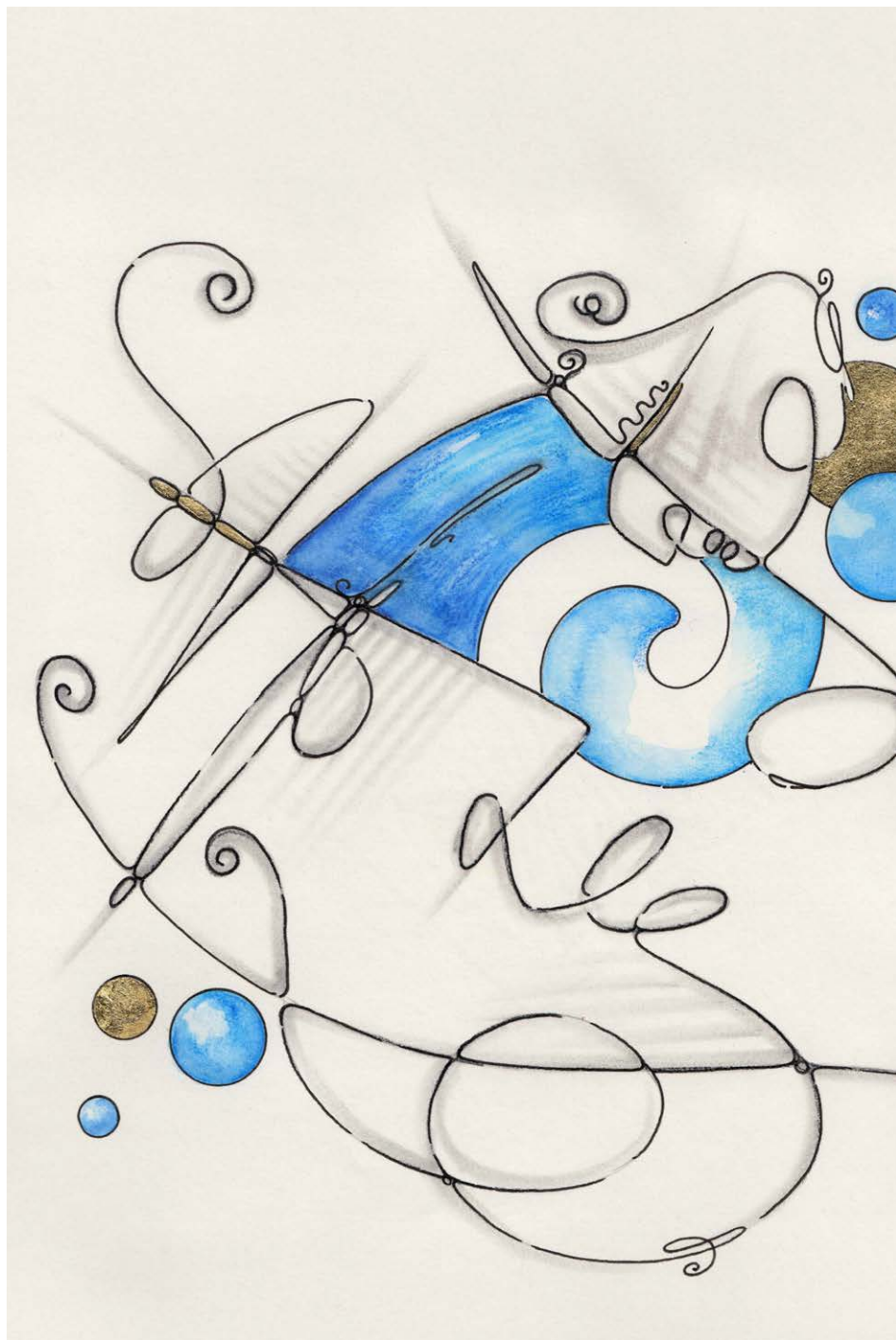
Innerer Dämon

Schwer folge ich den Worten – oder besser gesagt: der Schwingung meines Herzens. Es ist kein Gedanke, sondern ein Bild, das sich vor mir auftut. Ein Widerspruch brennt in mir. Fragend blicke ich in das dumpf leuchtende Pulsieren meines Herzens vor mir.

„Wie kann ein so düsteres Wesen mich beschützen? Und überhaupt – glaube ich immer noch daran, dass es mich vernichten will. Oder?“ Mein Herz erwidert: „Folge mir, und sieh selbst.“

Mit jedem Schritt – hindurch durch den brachialen Gedanken-Wasserfall, hinein in einen höhlenartigen Gang – bleiben die Wirren meines Verstandes hinter mir. Ich trete in eine Höhle: schwarz, warm, still. Dort erblicke ich etwas Ungestümes. Wie in einem Horrorfilm stürmt aus einer stillen Ecke ein, gewaltiges Geschöpf auf mich zu – ohne Worte, bestimmt und fokussiert. Alles in mir will fliehen, doch wovor? Vor einem Wesen, das mich in Stücke reißen könnte, sobald ich mich umdrehe? So nah ist es schon bei mir. Also bleibe ich stehen, verkrampfe in meiner Statur, die mir im Verhältnis winzig erscheint, balle die Fäuste und schlage mir auf die Brust. Einschüchtern – ha, da muss ich selbst lachen. Und so nimmt die Bestie vor mir Gestalt an.

Sie kommt mit einem gewaltigen Sprung vor mir zum Stehen. Schwarze, verbrannte Haut, durchzogen von Rissen, in denen Blut wie Lava glüht. Ihr warmes Fleisch berührt mein Gesicht. Wie auf Stand-by in einem Videospiel ruht das Geschöpf vor mir, ohne mich auch nur zu beachten. Die Furcht der Vernichtung weicht – und es scheint mehr Freund als Feind. Als ich von unten nach oben blicke – mein Kopf reicht kaum bis zu seiner Brust –, erblicke ich ihre rot glühenden Augen. Dort erkenne ich kein Töten, sondern ein tiefes Mitgefühl. Ein kurzes Gefühl von Liebe – wie ein Bruder, der seinen jüngeren Bruder beschützen will.



Das ist er also: mein Erzfeind, der Zerstörer, den ich in den tiefsten Kellern meines Inneren eingeschlossen habe. Mein Dämon. Und er ist mein Beschützer.

Diese Erkenntnis macht mich weich. Langsam zieht sich meine Anspannung zurück, und ich wende mich ab. Das Geschöpf stürzt – wie aus einer Pause herausgerissen – an mir vorbei und verschwindet hinter dem Wasserfall. Ich fühle: Es bleibt dort, es wartet, bis ich zurückkehre – wie ein Teil von mir, der die Stellung hält in einer Welt, die ich nicht mehr bewusst erlebe.

Nun nehme ich den großen, dunklen Raum wahr, in dem ich stehe. Nicht weit vor mir spüre ich das sanfte Pulsieren meines Herzens.

„Hallo Herz, hörst du mich?“

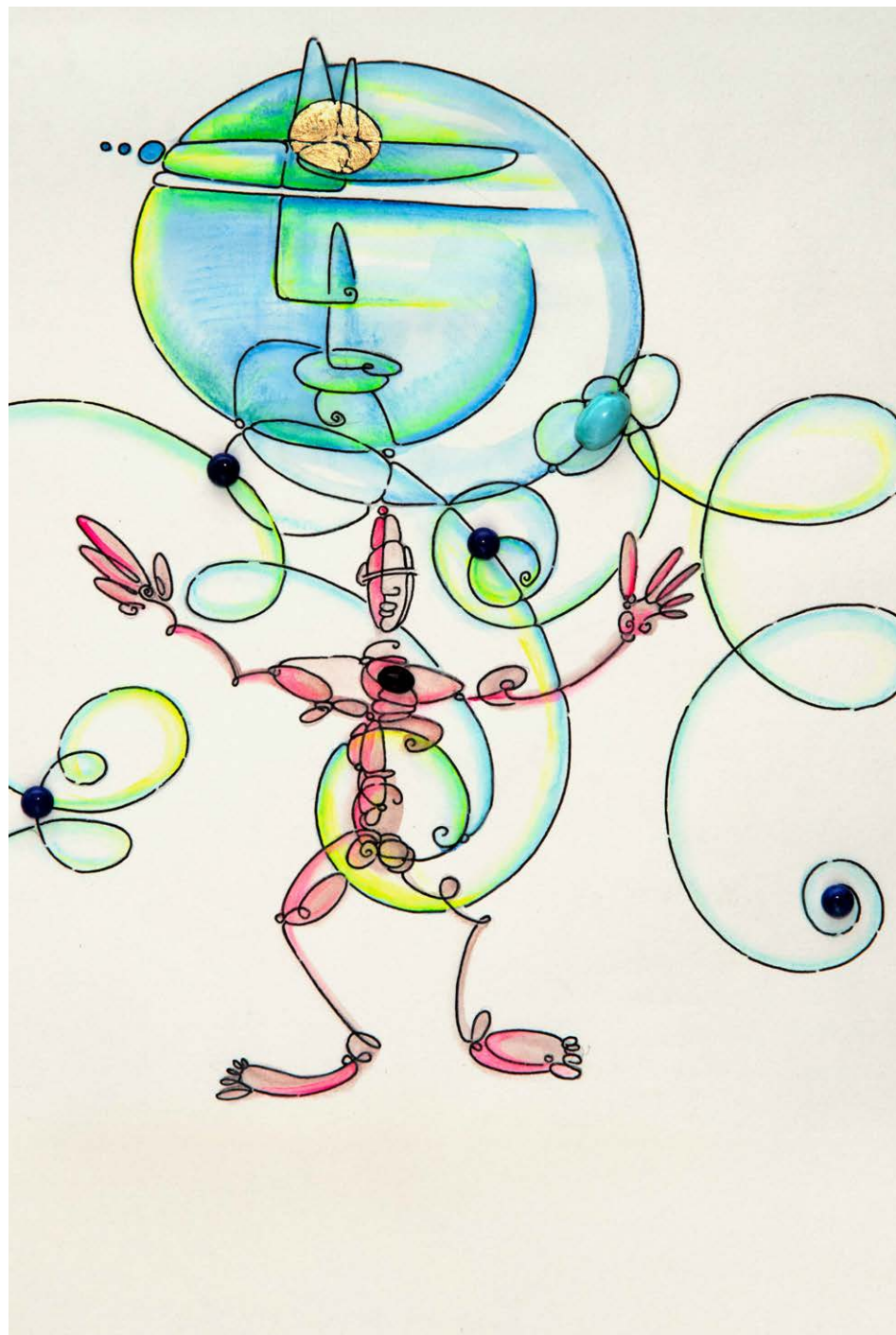
„Ja, ich höre dich. Immer!“

„War das gerade wirklich das, was ich denke?“

„Ja, das war es“, antwortet mein Herz.

„Dein Gefährte hat das Bewusstsein übernommen. Bis du zurückkehrst, steht er jetzt an der Schwelle und ist zugleich Hüter deines Körpers. Denn der Raum, den du gerade betreten hast, ist mehr als nur ein Ort der Ruhe. Er liegt tief in dir verborgen und trägt ein Geheimnis, das untrennbar mit dir verbunden ist. Dieser Ort zieht dich immer wieder an. Und glaube mir: Es ist kein Ort der Unschuld.“

„War ich hier schon einmal?“, frage ich. „Ja, mein lieber David, unzählige Male. Und unzählige Male hat dein Gefährte dafür gesorgt, dass du zurückkehrst. Das Reich der Schatten. Komm – ich zeige dir den Ort, den du immer wieder betrittst.“



Verlorener König

Stille legt sich über den Raum. Sie dehnt sich aus, zieht ihn ins Grenzenlose – dunkelschwarz vor mir, ohne Mauern, ohne Ende. Ich wundere mich über die Klarheit, die in mir auftaucht. Eine Art zu denken, zu sein, die nicht in meine Welt passt und sich doch selbstverständlich anfühlt. So klar, dass ich mich schäme für mein „Ich“, das gerade irgendwo in einem Hinterhof kauert.

Unter meinen Füßen bricht der Boden in Kanten auf, eine nach der anderen. Sie formen sich zu einer Treppe – endlos nach oben, endlos nach unten, verzweigt nach links und rechts. Ich will zurückgehen, doch Linien aus Licht zeichnen die Stufen – schwarz auf schwarz – in der Richtung, aus der ich scheinbar kam. Kein Aufstieg in meiner Erinnerung, und doch stehe ich höher als zuvor.

Meine Augen gewöhnen sich zunehmend an die Dunkelheit. Ich blicke nach oben. Weit über einer Kante regt sich etwas: ein langsames Schlürfen, ein Atem im Schatten. Eine Gestalt tritt hervor. Langsam löst sich ein Gesicht aus der Finsternis – alt, würdevoll, von einer anderen Zeit gezeichnet. Geleitet in mir fremde Gewänder, auf dem Haupt eine Krone, matt und doch heller als alles in der Umgebung.

Wie als hätten meine Augen den Körper verlassen, kreist mein Blick um die Gestalt: ein Gesicht – faltig, eingefallen, im Zentrum ein Paar Augen, von einem weißen Schleier umhüllt, die trüben Pupillen erfüllt von Müdigkeit, Schwere und einer dunklen Last.

Plötzlich fährt diese geheimnisvolle Erscheinung auf. Ihre Stimme bricht hervor – rau, verzweifelt und doch von Würde getragen: „Hallo? Bist du es? Mein Freund? Kommst du mich endlich holen?“

Sein Ruf verliert sich im Nichts. Dann flüstert er, fast zu sich selbst: „Vielleicht sind es nur die Stimmen der Einsamkeit. Vielleicht spricht der



Wahnsinn mit mir. Tage? Jahre? Wer zählt noch? Ich wandle hier in der Dunkelheit – verstoßen, gestürzt, verlassen wie Odin im Bann des Schicksals. Kein Morgen brachte Heilung, kein Abend Vergessen. Alles ist Wiederkehr.“

Er tritt an die Kante, neigt den Kopf und ruft erneut: „Hallo? David? Bist du es? So sprich zu mir!“

Mein Herz erstarrt, der Atem stockt. Dieser alte Mann in den Schatten hat meinen Namen gerufen. Ich halte inne, wage es nicht, mich zu zeigen – und weiß doch: Er sieht mich mit Augen, die tiefer reichen als das Licht.

Noch einmal schreit er, mit gebrochener Stimme: „Du hast es mir versprochen! Wann erfüllst du dein Wort? Lange halte ich es nicht mehr aus. Ich zerfalle in der Dunkelheit. Die Schatten nagen Stunde um Stunde, rauben mir mein letztes Licht.“

Sein Körper bäumt sich auf – ein letztes Aufflammen gegen die Nacht. Ein Schimmer löst sich aus seiner Brust, durchdringt den Raum. Und er ruft: „Ich bin Elarion, König des Lichtes, Vater des kosmischen Gleichgewichts! Wer mich hier herausführt, soll meine höchste Wertschätzung erfahren!“

Einen Augenblick lang leuchtet er – wie aus einem anderen Leben. Doch dann bricht seine Stimme, zitternd, fast weinend: „Doch nun... nun sterbe ich. Die Schatten brechen mich. Hilf mir... sobald.“

Wie gebannt hänge ich an seiner Erscheinung, unfähig, den Blick zu lösen. Doch eine Schwere legt sich auf meinen Mund. Kein Laut verlässt mich, kein Wort wagt die Schwelle des Schweigens. Ich ahne: Ein einziger Laut könnte alles verändern.

Da zerreißt ein Aufschrei die Stille. Nicht er, nicht ich – es ist die Dunkelheit selbst, die zur Stimme wird. Wütend, aufbegehrend hallt sie durch den Raum; die Stufen erzittern unter meinen Füßen. Erschrocken wende ich mich ab.



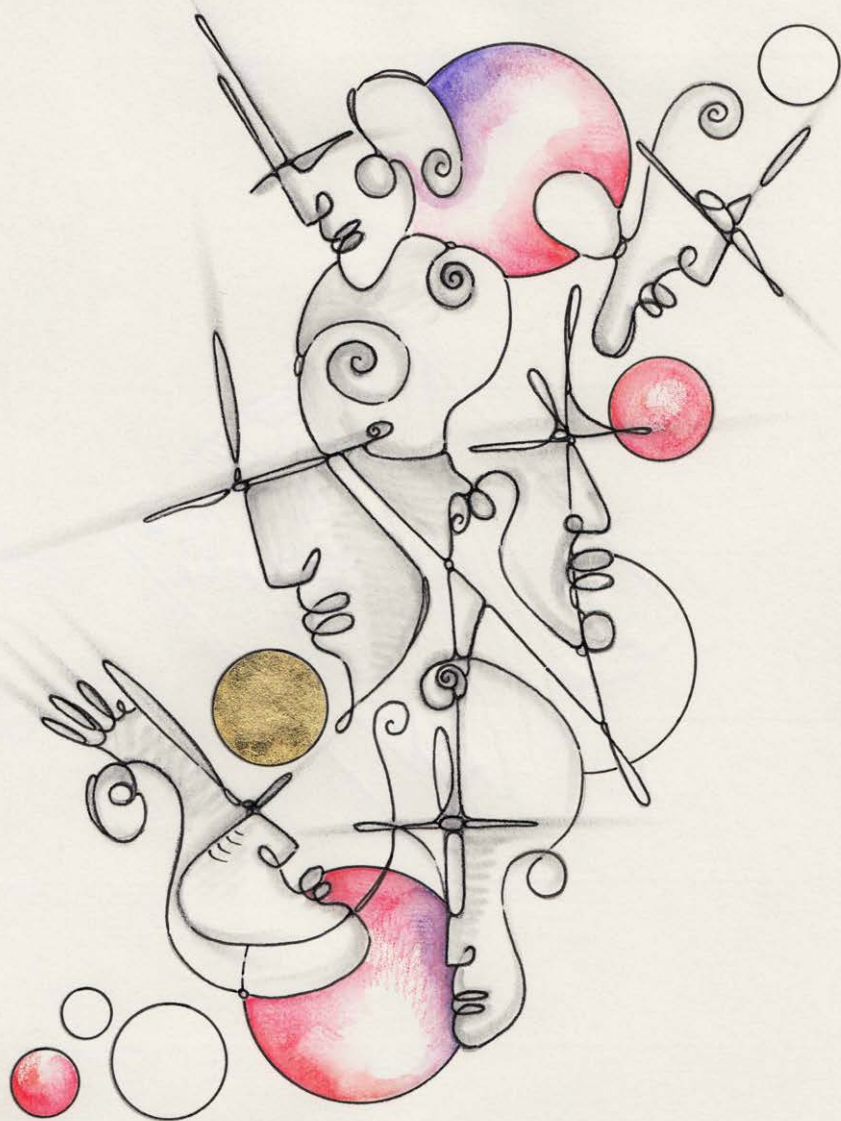
Tribut der Schatten

Ein schrilles „Wuahhh, fickt euch alle!“ zerreißt die Stille und trifft mich wie ein Schlag. Erschrocken zucke ich zusammen – bin ich gemeint? Es scheint so. Ich erinnere mich an meinen dunklen Gefährten, der an der Schwelle des Wahnsinns die Stellung hält. Und bevor ich mich mit dem alten Mann in der Dunkelheit verliere, sollte ich zurückkehren, dorthin, wo ich hergekommen bin – hinter den Wasserfall. Mein Herz hatte mir bereits zu verstehen gegeben, dass diese Schreie das Zeichen sind, den Rückweg anzutreten.

Apropos Herz – wo bist du? Ich sende den Gedanken in den Raum. Nichts antwortet. Es bleibt still. Da treffe ich meine Entscheidung: Ich folge dem, was mir vertrauter erscheint als dieser fremde König am Ende der Stufen. Also wende ich mich ab und eile die Treppen hinunter. Ich springe die letzte Stufe, und hinter mir hallen ein letztes Mal die verzweifelten Schreie des Mannes. Die gewaltige Sternenkuppel über mir zerbricht in Dunkelheit, und mein Blick sucht das pulsierende Herz, das ich dort zuletzt gesehen habe. Ich renne darauf zu, stürze durch den Wasserfall – und wie durch einen Abfluss gespült, werde ich zurückgezogen. Mein Bewusstsein verengt sich, fällt in den Raum des Körpers zurück. Erwache!

Benebelt finde ich mich sitzend inmitten des herbstlichen Blumenbeets im Hinterhof wieder – dem Ort, der mir auf der Flucht Schutz bot. Mein Körper ist schwer, der ehemals weiße Pulli von getrocknetem Blut verschmiert, das in dicken Fäden am Stoff klebt. Langsam hebe ich den Kopf, mein Blick verschwimmt, der Schwindel drängt mich zurück ins Hier. Ich habe den Horrortrip überstanden.

Doch diesmal ist es anders. Etwas in mir ist aufgerissen – als hätte sich ein unsichtbarer Spalt zwischen Traum und Wirklichkeit geöffnet. Was war das? Eine Vision? Ein Blick in die Tiefen meines eigenen Wahns? Oder der Moment, in dem sich eine andere Welt durch mich hindurch entfaltet?



Mein Herz hat gesprochen. Ich trage einen Dämon in mir. Und in der dunkelsten Kammer meines Inneren sitzt ein alter Mann – ein König –, einsam und flehend, dass ich ihn heimführe, hinaus in das Licht.

Ich begreife: Etwas ist übergetreten. Etwas, das nicht hinaus sollte, hat die Grenze durchbrochen. Ein Bild, geboren aus der tiefsten Verslossenheit meines Seins, hat den Weg in die reale Welt gefunden. Es hat sich in mein Bewusstsein gebrannt – herausgezogen aus der Tiefe, wo sonst nur Träume leben. Und so stehe ich hier, an der Schwelle zwischen zwei Welten, und erkenne, dass dieser Augenblick etwas mit mir macht.

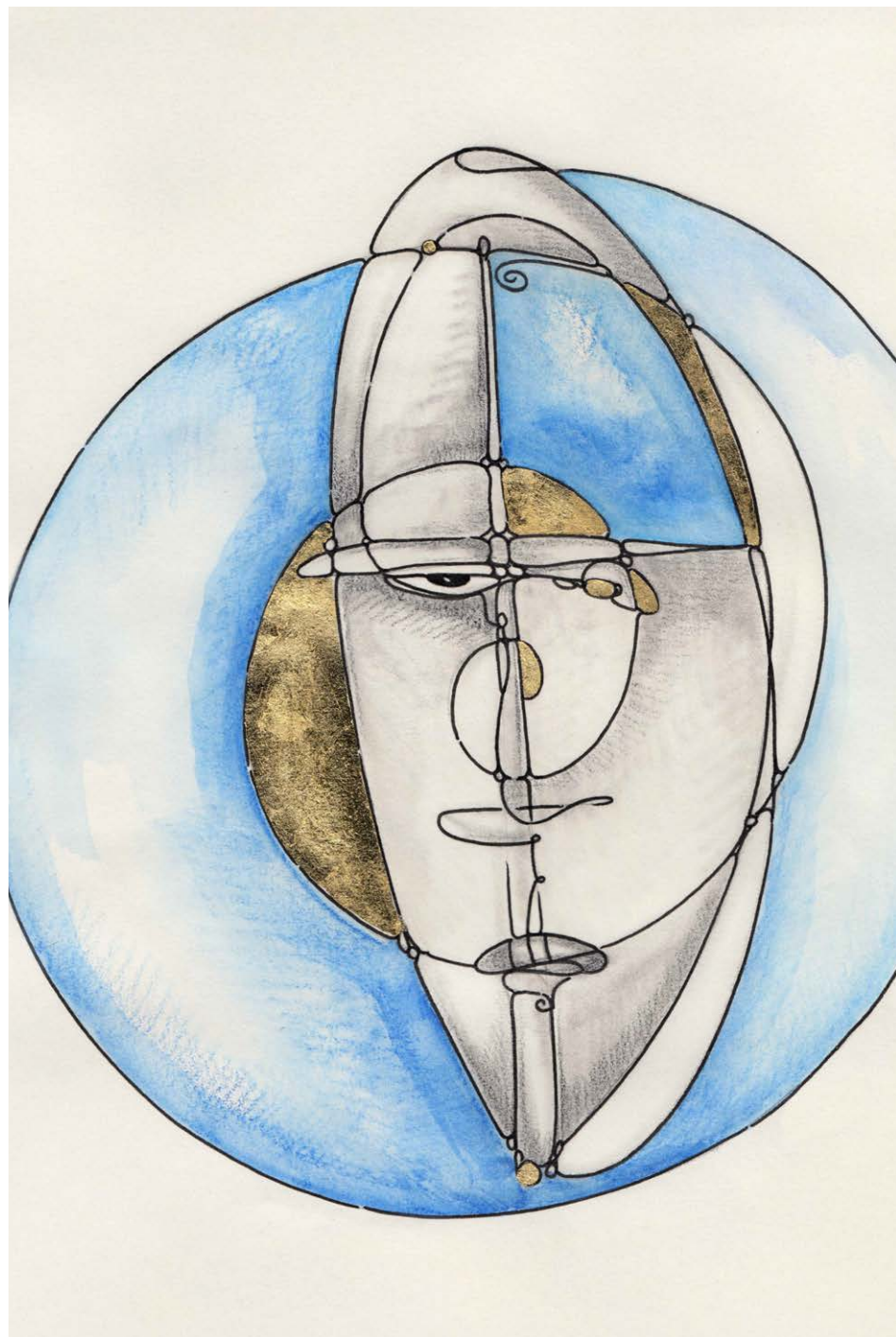
Nach einer Weile fühle ich mich bereit aufzustehen. Ich stütze mich an der Hauswand ab und sehe mich um. Langsam kehrt Bewegung in meinen Körper zurück. Ich schleiche durch den Hinterhof zum Eingang und spähe vorsichtig hinaus, ob meine Verfolger noch nach mir suchen. „Wieder mal Glück gehabt.“

Mit einem Rest Selbstsicherheit trete ich durch das Tor, schaue in alle Richtungen und mache mich dann – wacklig, wie auf Wolken gehend – auf den Weg.

VII

Asphalt der Einsamkeit

Mit der frischen Luft kehren meine Lebensgeister zurück, und mein Körper beginnt zu zittern. Kälte, Entzug und Müdigkeit machen mir zu schaffen. Ich muss schneller nach Hause. Mein Blick streift jedes Fahrrad, das mir begegnet. An einer U-Bahn-Haltestelle überlege ich kurz, entscheide mich aber doch für den Weg durch die Dunkelheit – heute hatte ich schon genug Stress. So wie ich aussehe, blutverschmiert und verdreckt, würde jede Kontrolle zu einer weiteren Auseinandersetzung führen. Also weitersuchen.



Und da steht er: ein alter Drahtesel, unabgesperrt, bereit, mich nach Hause zu bringen. Ein verstohlener Blick in alle Richtungen, dann ziehe ich ihn aus dem Gewirr anderer Räder, setze mich drauf und fahre los. Die Straßen sind leer, das Pflaster glänzt vom Tau der Nacht.

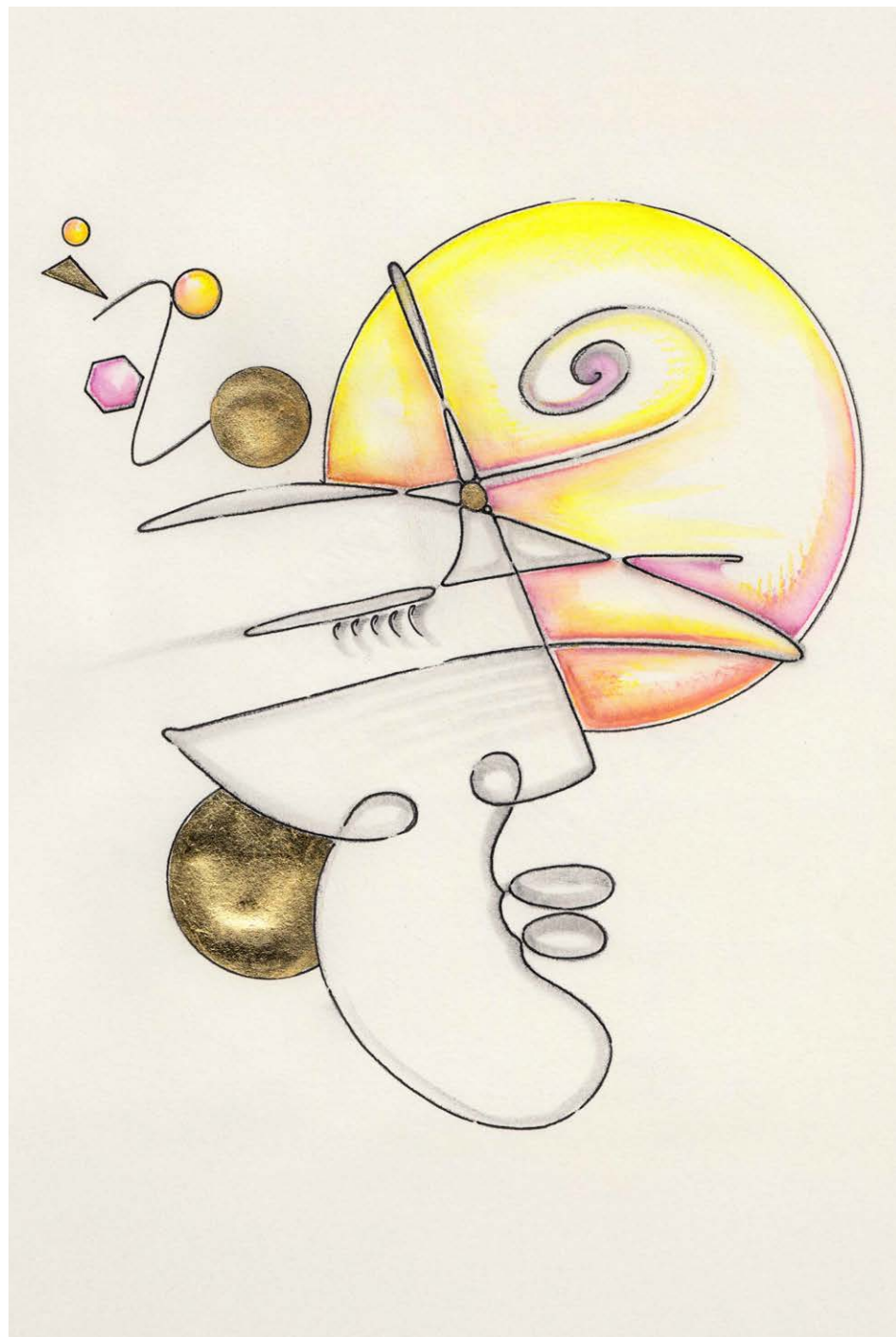
Das Schutzblech surrt, während ich in die Pedale trete. Die Reifen sind fast plattgefahren, jede Erschütterung des Randsteins ist zu spüren. Der kalte Wind schneidet mir ins Gesicht – doch er tut gut. Denn das, was ich gerade erlebt habe, hätte genauso gut das Letzte gewesen sein können.

Dann setzt der körperliche Entzug ein, die Leere nach dem Hoch – der tiefe Fall, wenn kein Nachschub kommt. Drogen, Alkohol – sogar eine Zigarette würde reichen, um es zu mildern. Ich klammere mich an den Gedanken, gleich zu Hause eine Mische zu bauen und mich ins warme Bett zu verabschieden. Ja, dieser Gedanke soll mich nach Hause tragen. Das habe ich mir jetzt mehr als verdient.

Bald werde ich wieder in meinen Himmel des Vergessens eintauchen. Mehr brauche ich nicht. Für einen Moment schließe ich die Augen, rolle geradewegs auf eine dunkle Kreuzung zu. Ich spüre den Abfall des Randsteins, die harte Erschütterung der Felge auf dem Asphalt. Die Sehnsucht nach besseren Zeiten hat meine Sinne vernebelt.

Und dann geschieht es. Ein einziger Moment, in dem Bewusstsein und Unterbewusstsein kollidieren. Ich sehe noch einmal sein Gesicht – klarer als das Licht vor mir – und in dieser Sekunde verliert die Welt ihr Gleichgewicht. Das Gesicht des Königs erscheint so real vor mir, als stünde er da. Erschrocken reiße ich die Augen auf.

Ein Schlenker – dann streift mein Rad den Randstein. Vor mir ein großes Etwas auf der Straße. Zu spät! Da kracht es laut. Ich fliege kopfüber nach vorn, kralle mich am Lenker fest – ein kurzer Flug, dann ein schmerzhafter Aufprall: gegen ein Auto, einen Pfosten, den Randstein? Keine Ahnung. Ein Aufblitzen, mehrmals. Dann Stille.



Blutiger Geschmack füllt meinen Mund. Verschwommen erkenne ich durch tränenverschleierte Augen eine Gestalt, die wie ein Geist durch einen Tunnel auf mich zukommt. Sie steht vor mir, schimmert im Dunkel. Dann falle ich. Und während ich falle, öffnet sich das Tor – nicht nach außen, sondern nach innen. Und mit einem Schlag wird alles dunkel.

Ich liege nach einem schweren Unfall auf meiner Schicksalskreuzung.

VIII

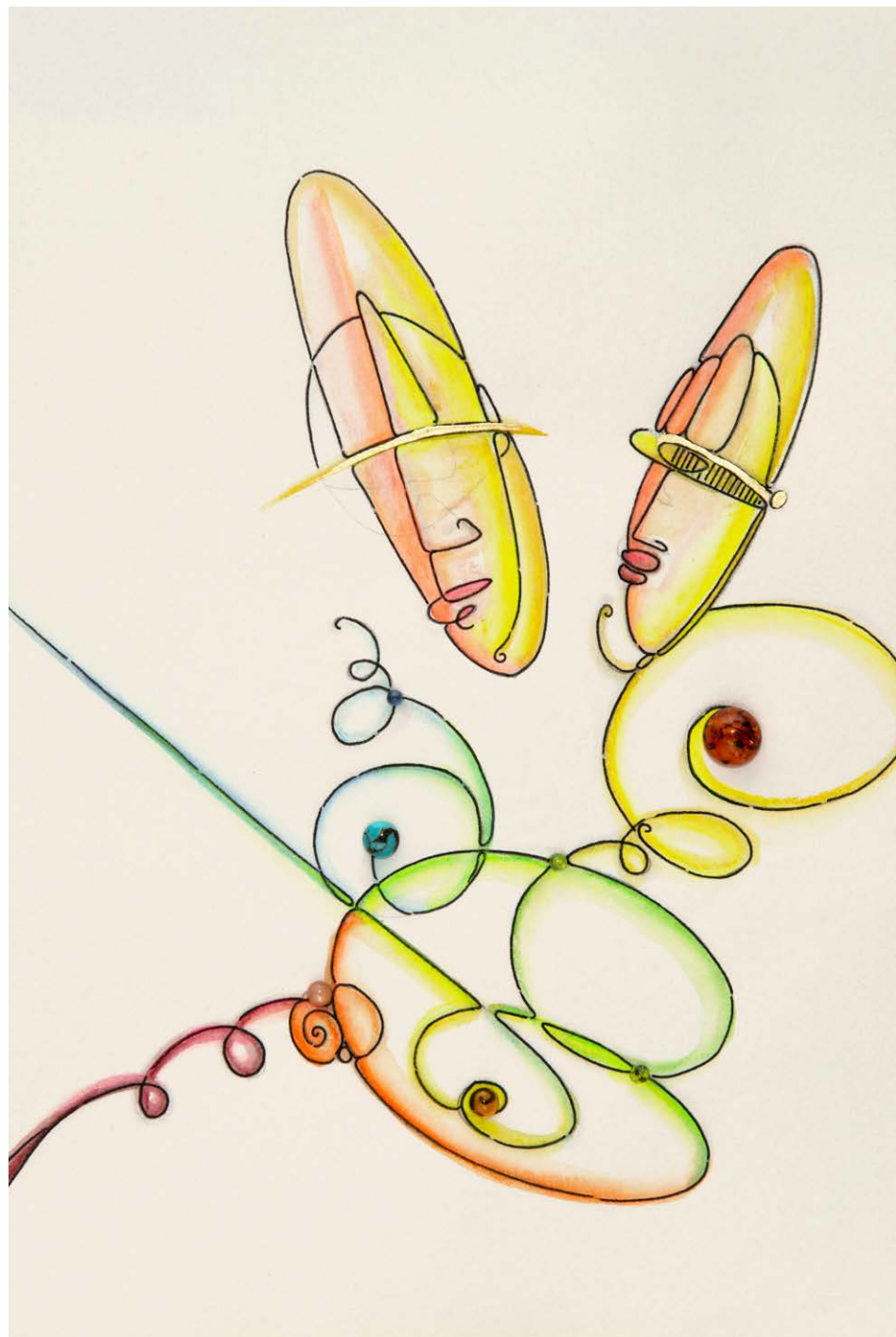
Zurück in der Wüste

Wie aus einem tiefen Traum erwache ich und komme langsam zu mir. Verschwommen erst, dann immer klarer: Über mir spannt sich der Sternenhimmel, und ich finde mich wieder in den Armen von Shamia – dem höheren Bewusstsein, das leise eine Melodie summt, sanft wie der Wind, der über die kargen Ebenen zieht.

Ich bin zurück in der Wüste. Eine Weile brauche ich, um zu begreifen, was Traum war und was Wirklichkeit ist. Ich richte mich auf und fühle mich in ihrer Gegenwart realer denn je. Dann wird mir klar: Alles, was ich gerade erlebt habe, hängt mit den letzten Stunden meines Erdenlebens zusammen.

Ich setze mich im Schneidersitz, blicke Shamia an, und meine Gedanken ziehen einher. Hier sind wir nun – zwei Gestrandete in der Wüste der Trostlosen: das höhere Bewusstsein und ich, der Suchende nach seinem Schicksal, der im Sterben Liegende, der alles gibt, um in seine Welt zurückzukehren.

Ich sehe zu ihr, und sie lächelt – als hätte sie längst gewusst, was ich ihr erzählen würde. „Alles ist wieder da, Shamia“, beginne ich, und meine Stimme zittert vor der Erkenntnis, die in mir aufsteigt. „Ich erinnere mich an alles – mein Leben, woher ich komme, wie ich hierhergelangte. Ich habe meinen Dämon getroffen und einen alten Mann, der sagte, ich solle ihn retten.



Eine Erkenntnis nach der anderen überfällt mich, und langsam fügen sich die Teile des Puzzles zusammen.“

Ich halte inne, überrascht von der Klarheit meiner eigenen Worte. Mit großen Augen blicke ich Shamia an. „Dieser Unfall... es fühlt sich an, als hinge alles mit dem alten, blinden Mann zusammen.“

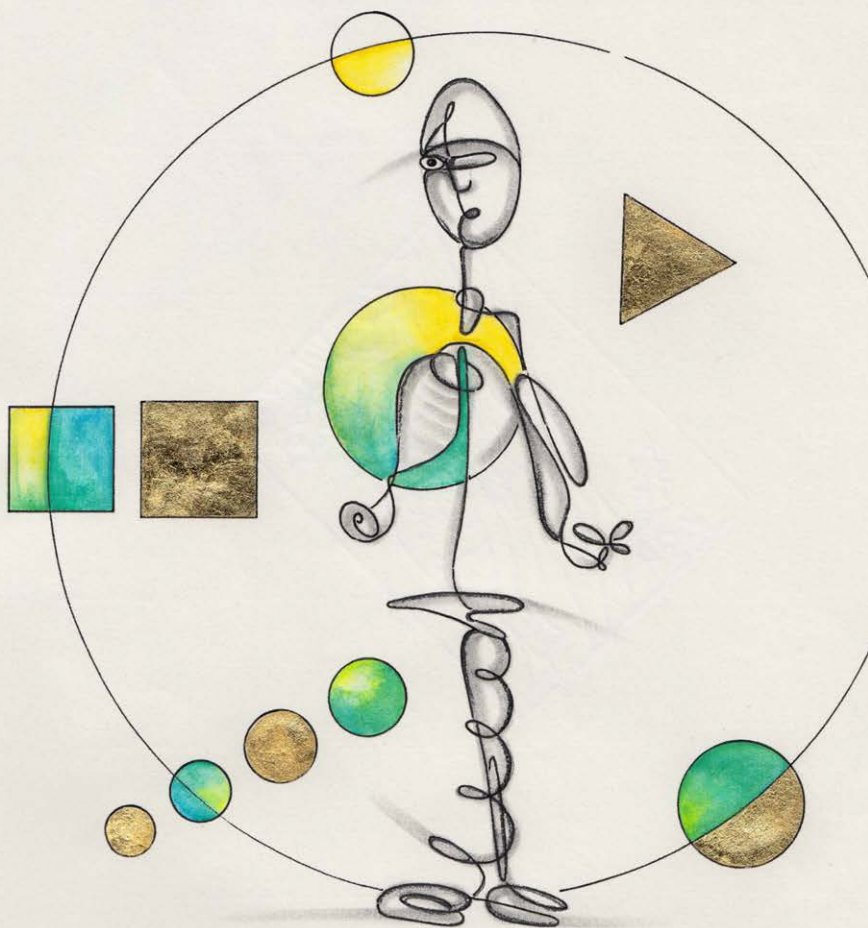
Shamia nickt sanft. „Ja, David“, sagt sie leise. „Der alte Mann, dem du begegnet bist, ist niemand Geringerer als Elarion – der König der lichten Welt. Du hast seinen Schatten in dein endliches Bewusstsein hinübergetragen. Das brachte dich an deine Schicksalskreuzung – und von dort hierher, in das Niemandsland zwischen Licht- und Schattenwelt.“

Du hast verschiedene Ebenen deiner Selbst durchschritten und viele Erinnerungen hervorgeholt. Nun trägst du all dies in dir, und es wird Zeit, eine weitere Stufe deines Weges anzutreten – in eine Welt, in der deine Vergangenheit, deine Gedanken und die Erinnerungen deines Erdenlebens noch spürbarer und dir bewusster werden. Eine Welt, die tief mit dir verwurzelt ist. Du bist bereit für Utopia.“

Sie legt ihre Hand auf mein Herz, ihre Stimme wird weich wie ein Flüstern, das durch Raum und Zeit zieht. „Lieber David, du hast dich lange gegen dich selbst verschlossen, dir die Liebe verweigert und dich von Zorn und Selbsthass zermürben lassen. Doch nun darfst du erkennen, dass alles, was du bist, in seiner Vollkommenheit existiert. Deine Seele hat sich immer wieder neue Aufgaben auferlegt, um durch dich auf der Erde Erfahrungen zu sammeln. Alles, was du bist, ist vollkommen – so, wie es ist.“

Shamia erhebt sich, und ich spüre eine wachsende Kraft in ihrem Wesen. „Akzeptiere das Licht in dir, David. Du hast dich vor deinen Schatten gefürchtet und dich ebenso vor dem Licht verborgen. Doch es ist dein Geburtsrecht, dieses Licht zu tragen – und es in dir zu verkörpern.“

Ein kühler Wind zieht durch die Wüste, und in der Ferne – am Firmament, fast visionär – erkenne ich die Umrisse einer leuchtenden Stadt.



„Nun folgt der Aufstieg nach Utopia, dem Reich des Lichts, in dem König Elarion einst herrschte. Seit Langem lebt er nun in der Dunkelheit der Schattenwelt. Wie lange er dort noch überlebt, weiß niemand. Das Lichtreich erwartet dich, David. Du bist einer der wenigen, die die Voraussetzungen in sich tragen, den König des Lichts aus der Dunkelheit zurückzuholen.“

Shamias Stimme wird noch sanfter. „Von nun an trennen sich unsere Wege. Ich bleibe hier, in der Wüste, und werde mit deinem Bewusstsein wachsen. Wir bleiben verbunden – doch bereite dich darauf vor, allein zu gehen. Dein Weg wird gesegnet sein von Begegnungen, in Licht und in Schatten. Sei achtsam und immer offenen Herzens. Du bist der Gratwanderer, der beide Welten durchschreiten kann.“

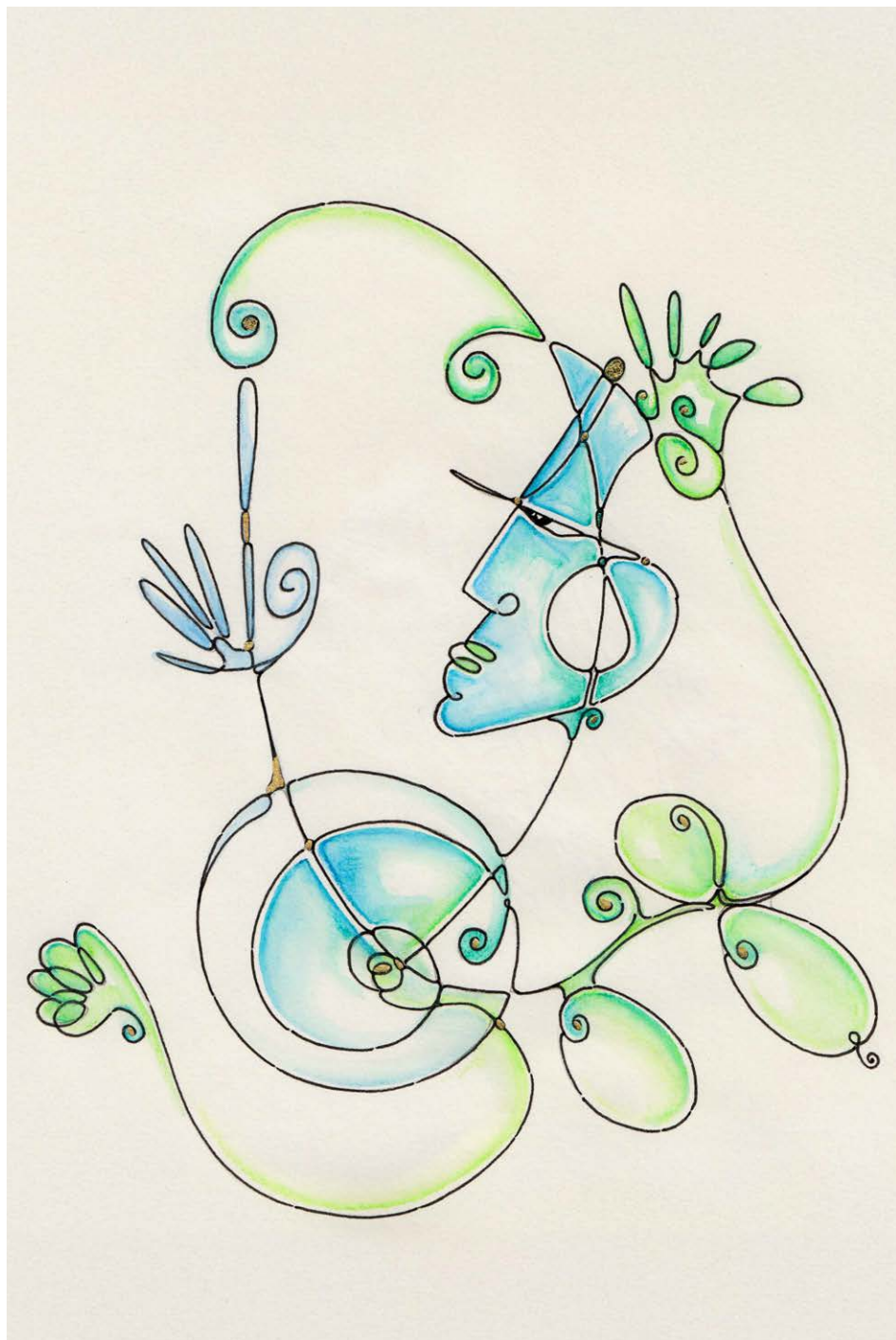
IX

Träger ins Licht

Über meine Stimme legt sich ein leichter Zweifel. In mir wächst das Gefühl, dass ich nicht weiß, wie lange ich diese permanente Ungewissheit noch tragen kann. „Wie genau schaut dieser Aufstieg nach Utopia aus?“, frage ich Shamia.

„Deine Reise führt dich in die nächste Stufe deines Aufstiegs. Es geht Schritt für Schritt voran, denn der Weg selbst ist es, der dich wachsen lässt. Dein Ziel mag Utopia sein – doch zuvor gilt es, jeden Schritt in seiner Gänze zu erfahren. Viele Schichten und Gebiete wirst du achtsam und mit Liebe durchschreiten. Alles, was du hinter dir lässt, wird sich in unserem Bewusstsein niederlegen, und wir werden beide daran wachsen – so wie auch das Gesamtbild, das sich dir dadurch langsam offenbart.“

Sie legt eine kurze Pause ein, dann fährt sie fort: „Stell es dir vor wie ein Erkunden und Erleben aller Schichten deines Körpers, deines Geistes und nicht zuletzt deiner Seele. Als du das erste Mal hierherkamst, in die Welt zwischen den Welten, warst du wie ein Gefäß voller Wasser in Aufruhr, in



dem sich der Bodensatz über den gesamten Kosmos gelegt hatte. Das war der Zustand, in dem du dein inneres Königreich betreten hast. Nun wird Schicht für Schicht geklärt und abgetragen. Mit jedem Erleben gebiert sich Erkenntnis – und Erkenntnis ist Klarheit. So entsteht Bild für Bild das Große Ganze.

Und je mehr sich klärt, umso durchsichtiger wird das Gefäß. Dein Weg zeichnet sich ab, indem du ihn gehst. Auch das ist etwas, das du noch lernen darfst: Mut für das Ungewisse – und Vertrauen in dich und deinen Weg.“

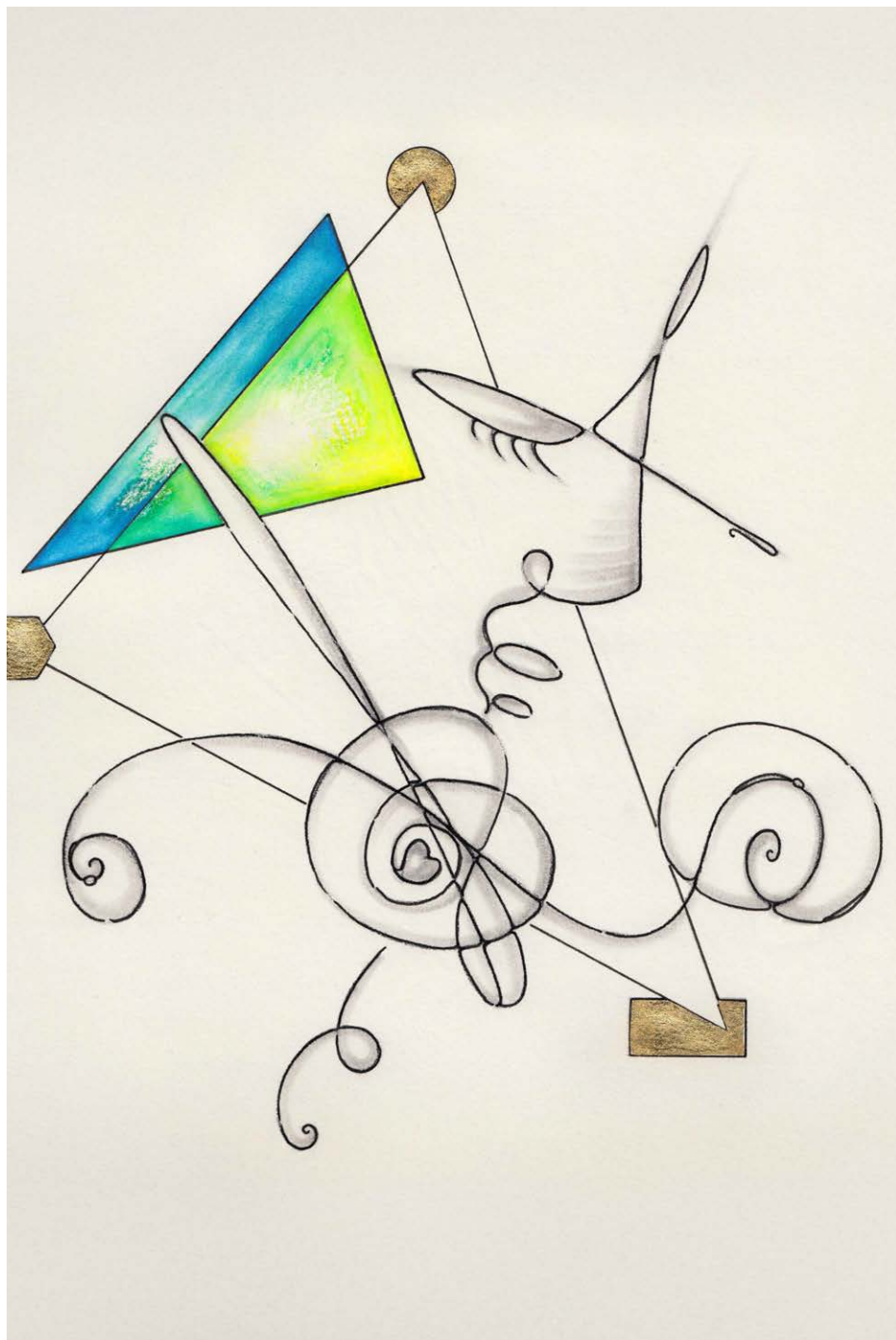
Shamia sieht mich an, und ein sanftes Lächeln legt sich auf ihre Lippen. „Also, bist du bereit für den Aufstieg? Denn zwischen der Wüste der Trostlosen und dem Rand von Utopia liegt weiter Raum, weiter Himmel, den du noch zu durchqueren hast.“

„Ja, bereit – gedrungenermaßen“, sage ich lachend. „Und äh... fliegen habe ich hier noch nicht gelernt. Oder doch – werde ich auch das noch lernen?“

„Wer weiß“, lächelt sie sanft. „Vielleicht ist hier alles möglich. Doch bis du es selbst herausgefunden hast, wird dir ein anderes Wesen das Fliegen lehren.“

Neugierig warte ich, welches Wesen sie meint. Shamia nimmt mich in den Arm – ein letztes Mal. Ein tiefes Urvertrauen durchströmt mich. Ich entspanne mich und setze mich dann in den warmen Sand. Meditativ richte ich den Rücken auf und schließe die Augen. Gedanklich lehne ich mich zurück, bereit, ein weiteres Mal meinen Geistkörper in der Wüste zu verlassen, um in andere Ebenen zu reisen. Doch diesmal scheint es anders zu sein.

Zuerst höre ich mächtige Flügelschläge näherkommen, dann spüre ich den Wind im Rücken. Erschrocken drehe ich mich um und reiße die Augen auf. Vor mir kommt ein gewaltiges Tier herab – weiß strahlend, ein Pferd mit Flügeln von unermesslicher Spannweite. Als seine Hufe den Boden berühren, bebt der Sand unter meinen Füßen. Im Galopp kommt es wenige Meter vor mir zum Stehen. Den Kopf hebend und schüttelnd, als wolle es mich grüßen, steht er vor mir: ein Pegasus. Ein Wesen, das ich bisher nur aus Märchen kannte – eine Verbindung aus Pferd und gigantischem Vogel, gezeichnet aus einer Geometrie, die sich mir erst langsam erschließt.



Wie ein Wunderwerk aus fließender Eierschale erscheint die Struktur seines Körpers – von Linien durchzogen, die wirken wie ein vielschichtiges Urwerk. So fein, so detailreich, und im Ganzen ein Wesen von überwältigender Schönheit. Und so zart er im Detail erscheint, so kraftvoll entsendet seine Gestalt ein Gefühl tiefer Demut in mir.

Gebannt blicke ich zu Shamia. Ist das mein Lift nach Utopia? Sie nickt. „Nur wenige dürfen dies“, sagt sie leise. „Er wählt jene, in denen er sein Zeichen erkennt.“

Geblendet von der Schönheit dieses Wesens trete ich einen Schritt zurück. Der Pegasus schnaubt, während sich der Staub der Wüste legt. „Was für ein Zeichen meinst du?“, frage ich Shamia.

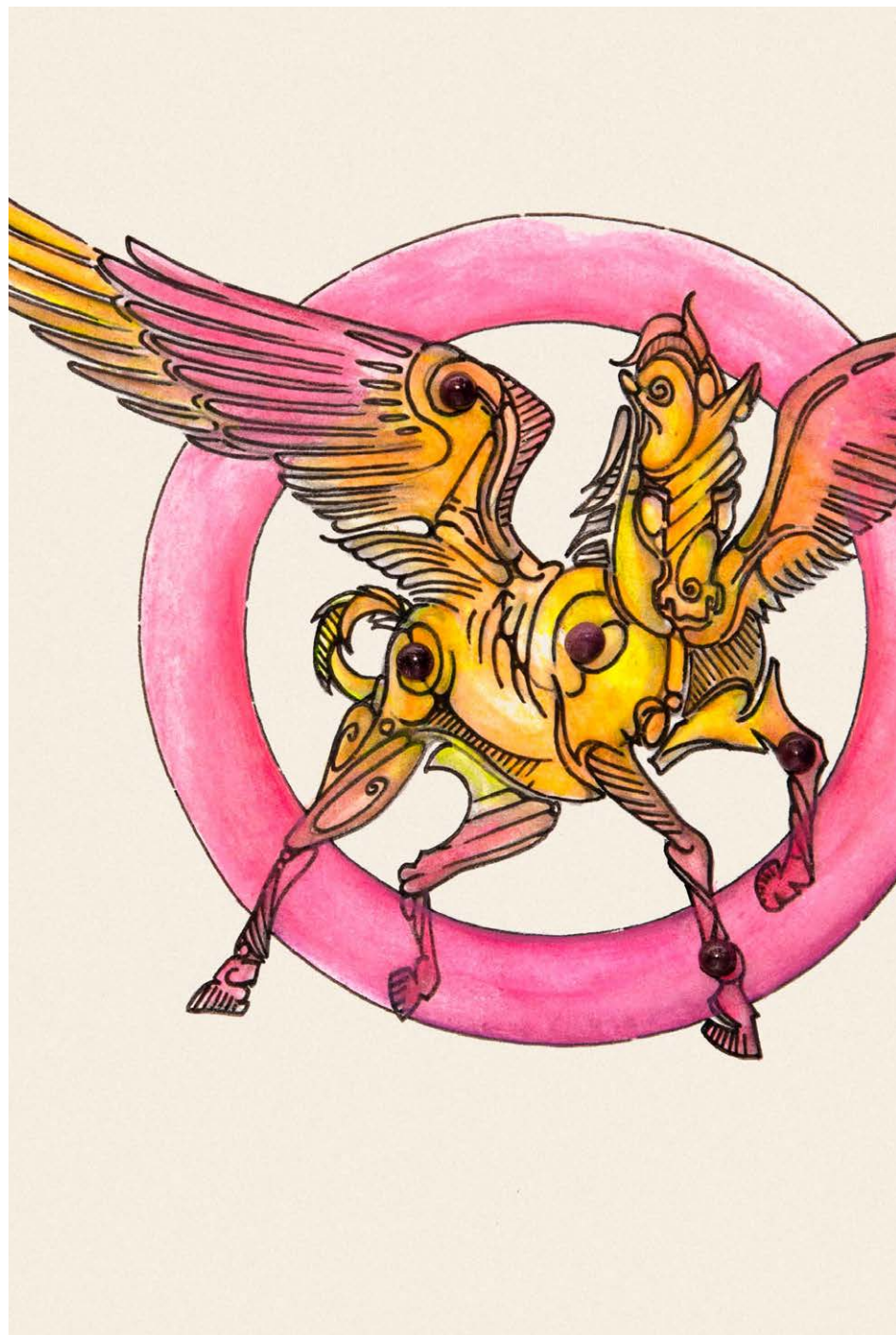
Sie tritt an die Stirnseite des Tieres. Der Pegasus klappt seine großen Flügel ein und stößt sie sanft mit dem Kopf an. Shamia streicht ihm über die Nüstern, flüstert ihm etwas ins Ohr, dann hebt sie den Blick zu mir. „Ein Zeichen der Hoffnung“, sagt sie.

Dann bittet sie mich, aufzusteigen. Seine Flügel wirken wie aus Ornamenten gewoben – fließend wie Wasser, so fein, dass ich fürchte, sie könnten zerbrechen. Doch der Pegasus trägt mich mühelos. Ein letzter Blick zu Shamia – ihr Lächeln, ihr Nicken – dann hebt er ab.

Mit kraftvollen Schlägen durchstößt er die Schwere der Erde. Mein Herz klammert sich an seinen warmen Hals. Unter uns sinkt die Wüste zurück, Shamia verschwindet im Staub des Horizonts. Von hier oben erkenne ich die ganze Ödnis – grenzenlos, durchzogen von Adern wie ein lebloser Körper.

Wir steigen höher. Ein Druck legt sich auf meine Ohren, die Luft wird dünner, doch in meinem Kopf entsteht Klarheit. Da höre ich eine Stimme, warm und tief: „Alles in Ordnung bei dir?“

Das Pferd wendet den Kopf, und in seinem schwarzen Auge erkenne ich den Sprecher. „Hast du gerade mit mir gesprochen?“, frage ich. „Ja“, erwidert der Pegasus. „Mein Name ist Helios.“



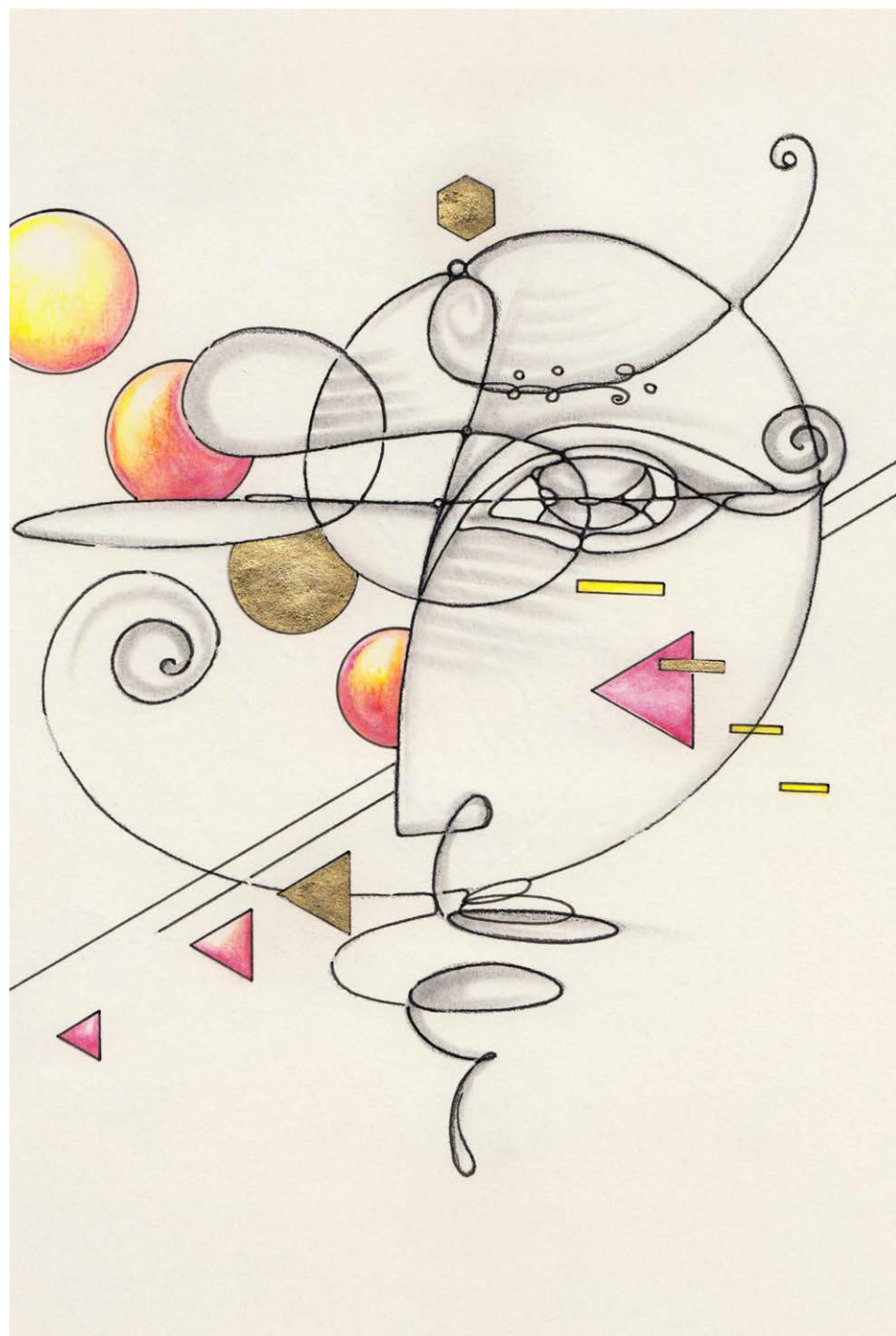
Seine Stimme klingt in meinem Kopf wie die eines lebhaften Märchenerzählers am Kaminfeuer – beruhigend, rau im Ausdruck und gleichzeitig wahrhaftig. Diese Stimme könnte mir alles erzählen, und ich würde nur ehrfürchtig nicken.

Lächelnd erwidere ich: „Und ich bin David.“ „Ich weiß“, sagt er. „Ich beobachte dich schon seit einiger Zeit. Nun hole ich dich ab. Wir fliegen nach Utopia, wo du dich vorbereiten darfst, den verschollenen König zu finden. Doch lass uns Zeit – wir werden einander noch besser kennenlernen.“

„Da hast du recht. Mit der Tür ins Haus – für dich scheint ja schon alles klarer zu sein als für mich“, sage ich, während Helios ruhig erwidert, dass er es fühle, dass ich Hoffnung in mir trage, Hoffnung, von der sie alle träumen. Doch was für ihn – oder, wie er sagt, für alle – klar ist, scheint für mich noch ein schwammiges Feld. Ich – der Erlöser, der Retter des Königs? Ich, der in seinem Leben nichts auf die Reihe kriegt, außer sich zu betäuben? Der, der sterbend an einer Kreuzung liegt, für den vielleicht schon alles zu spät ist – soll derjenige sein, der in dieser abgefahrenen Welt, in der jeder mehr kann als ich, den König zurück auf den Thron holt? Überrascht von meinem Redeschwall fühle ich mich nun auf Augenhöhe mit diesem besonderen Wesen. Aber es ist heraus, und auch er darf wissen, dass ich mir im Moment nicht gerade viel zutraue.

Helios bleibt still, und als seine Stimme wieder erklingt, klingt sie wie eine tiefe Gewissheit: „Ja, David. Denn du trägst etwas in dir, das verborgen liegt.“ Ich überlege kurz – mehr als meine Kleidung trage ich ja nicht bei mir. Da fällt mir der rote Rubin ein, den ich in meiner Hosentasche fühle, und ich frage: „Meinst du den roten Stein, den ich bei mir trage?“ „Nicht ganz“, antwortet er. „Da ist noch mehr Ursprüngliches, das du mitgebracht hast. Etwas, das vom ersten Moment deines irdischen Lebens an in deiner Brust schlägt.“ „Du meinst mein Herz.“ „Ja, ich meine dein Herz.“

Ich lasse es so stehen und schweige. Noch einmal fühle ich zurück in den Moment, in dem ich mit meinem Herzen gesprochen habe. Ja, ich habe dir etwas versprochen – dass ich etwas ändern werde an meinem Lebensstil. Und vielleicht sind es die Grenzen, die wir überschreiten dürfen, um ein Stück Wahrheit in uns zu finden. Ich blicke über Helios' Rücken hinweg und sauge den Anblick in mich auf: reitend auf einem Pegasus, getragen durch



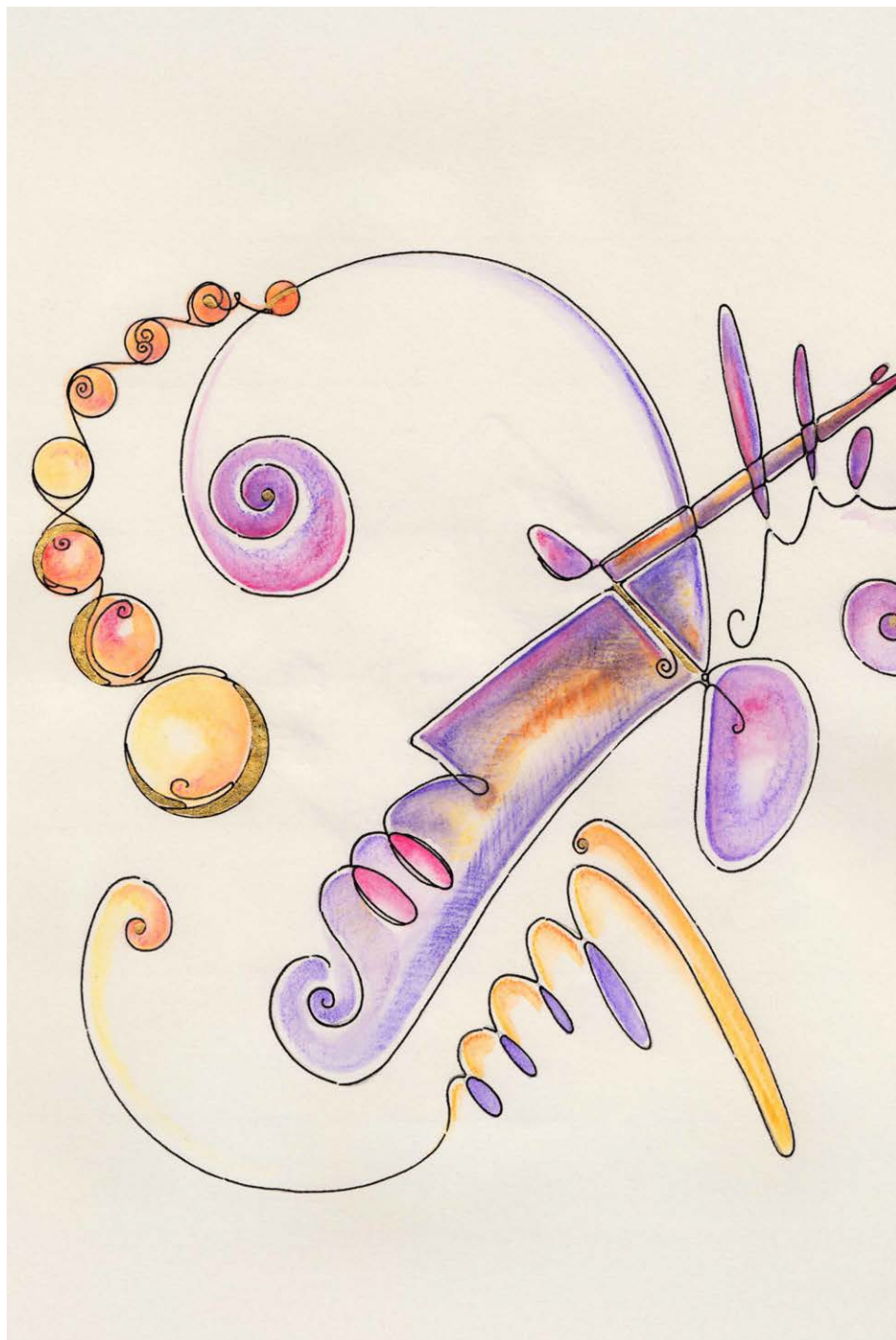
grenzenlose Weiten. Für einen Moment muss ich schmunzeln. Vielleicht ist das schon die erste Szene meines Heldenepos. Unsichtbare Ströme tragen uns weiter, hinauf in eine neue Umlaufbahn. Unter uns breiten sich Wolken wie ein silbernes Meer, das manchmal aufreißt und die Wüste in feinen Mustern freigibt.

„Du beobachtest mich also schon länger?“, frage ich schließlich. Helios schnaubt leise. „Es ist mein tiefes Anliegen, meinen König zurückzubringen. Doch den Weg in die Tiefe darf ich nicht gehen. Ich bin Teil seiner Seele, geboren aus heiliger Geometrie, geschaffen, ihn zu führen – aber nur im Licht.“ Seine Worte hallen nach, während ich den Blick in die Ferne richte, und ich spüre, dass wir noch nicht am Ziel sind. „Und warum steigen wir nicht höher? Wir gleiten jetzt schon eine Zeit lang direkt über den Wolken, über das Land.“

„Weil wir einen zentralen Ort erreichen müssen. Nennen wir ihn das Schlüsselloch – dort, wo der kreative Fluss entspringt, wo die Überreste des Weltenbaumes hindurchströmen. Erst von dort können wir weiter aufsteigen, bis sich uns das Reich von Utopia eröffnet.“

Und plötzlich wird mir klar, was er meint. Über uns erscheint ein großes Auge – ein Tor aus blauem Licht, das sich in Spiralen nach oben öffnet. Als wir durch den Lichtkanal fliegen, bin ich gebannt von dem, was ich erblicke. Eine gigantische Wendeltreppe entfaltet sich, vom Rand des Lichtes nach oben steigend, bis mein Blick im Zentrum versiegt, weil sie so weit reicht, dass meine Augen ihr Ende nicht erfassen können.

Helios fällt in meine Gedanken ein: „Wir befinden uns auf der Höhe des unteren Mantels – weit ausgebreitet in Wäldern, Bergen, Mauern und Strömen. Dort, am Rande von Utopia, werden wir landen. Doch der Ausblick nach oben ist schon ein kleiner Vorgeschmack auf deinen Aufstieg.“ Fast schwindelig von der Weite nach oben, fokussiere ich mich wieder auf das Körperliche – auf Helios, auf mich, auf meine Arme. Alles ist golden, weit und hell, durchdrungen von einer kribbelnden Schwingung, die mein Innerstes berührt. Kein Schatten fällt hier; das Licht scheint auch aus mir selbst zu strahlen.



Es ist, als hätte uns das Auge eingesogen und in eine andere Dimension gehoben. Gefühlt wirken wir jetzt viel kleiner und fliegen vom Zentrum geradewegs auf den Rand zu – wie auf einem Teich, auf dem ein Schwan dem Ufer entgegenschwimmt. Von hier aus erkenne ich einen grünen Saum aus Wäldern am Rand des Landes, das wir ansteuern. Helios wird langsamer, und die lichtdurchflutete Atmosphäre wirkt warm auf meiner Haut.

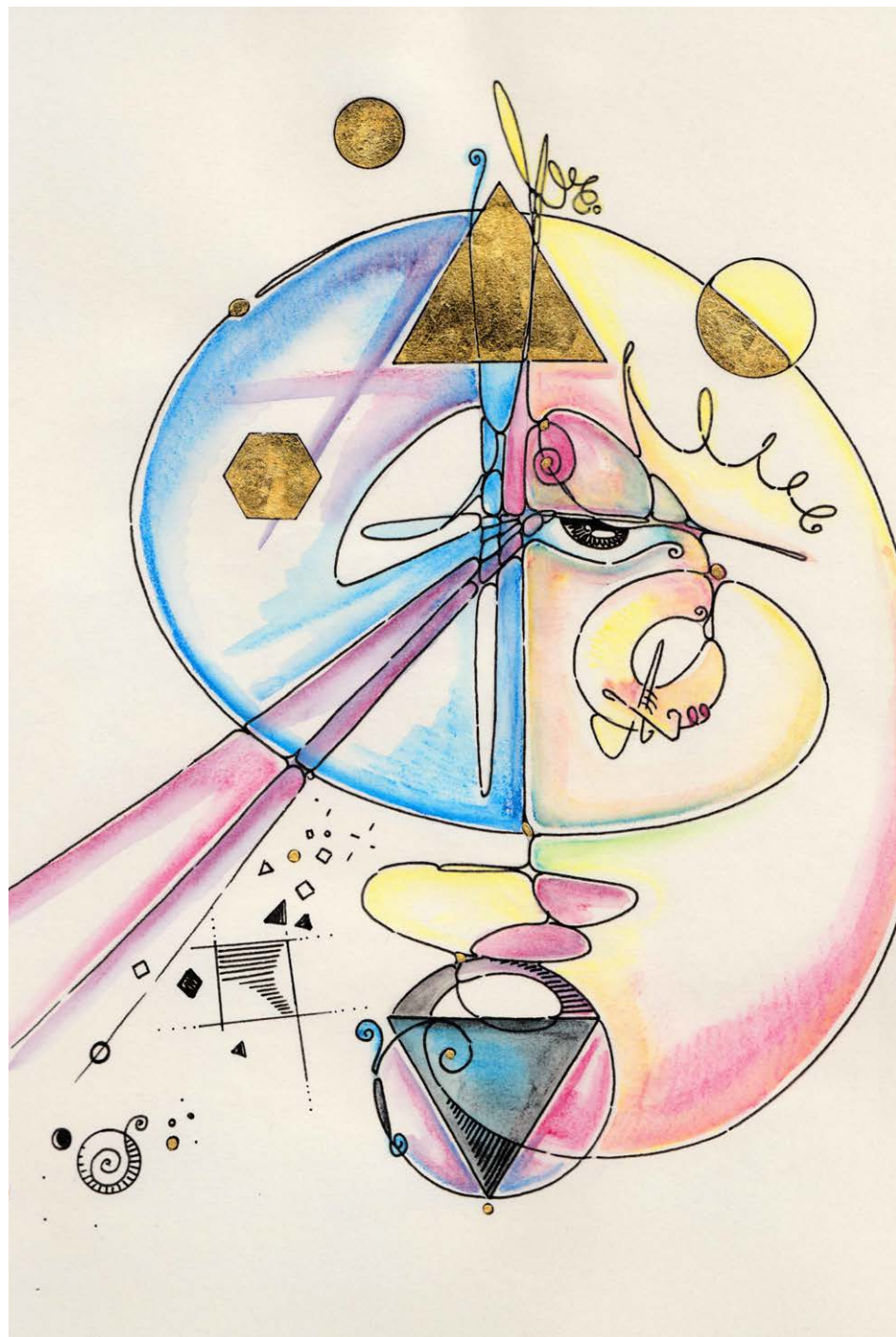
X

System der Welten

Helios schwenkt den Kopf zu mir und flüstert: „Was ich dir noch mitgeben will, ist ein Gesamteindruck der Welt außerhalb der Wüste. Die Wüste in der Mitte ist nur ein Teilaspekt. Erfahre mehr von den Kräften, die das große Ganze deines inneren Reiches formen. Schließe für einen Moment deine Augen – und fühle hinein in deine Brust, folge dem Atem und spüre die Ganzheit deines Herzens.“

Mit diesen einführenden Worten gleite ich wie in Trance in mich hinein, entspanne in der Wärme des Windes, folge tiefer dem Atem – und aus meinem inneren Bewusstsein heraus zeichnet sich ein überwältigendes Bild. Über und unter uns erheben sich zwei gigantische Pyramiden in voller Klarheit und Schärfe, so groß wie Planeten. Ihre Spitzen weisen in entgegengesetzte Richtungen: Die weiße Pyramide strahlt hell und ragt empor in den Kosmos, während die tiefschwarze sich nach unten senkt – in das grenzenlose Dunkel dieser Dimension. Zwischen ihnen liegt die Wüste der Trostlosen, ein galaktischer Staubmantel der Trennung, schwer und unbeweglich, der die Grenze zwischen den Welten markiert.

„David“, spricht Helios, „du befindest dich auf einer einzigartigen Reise, auf der ich ein Stück weit dein Führer sein darf. Alles, was du hier siehst, bist du selbst.“ Seine Worte wiegen in mir nach.



„Dieses Königreich, bedroht von Spaltung und Verfall, ist tief mit deinem physischen Körper verbunden. In ihm spiegeln sich die Zyklen von Ausdehnung und Verdichtung seit Jahrmillionen. Jetzt, am äußersten Rand der Expansion, stehen wir am Scheideweg – zwischen Vereinigung und Zerfall.

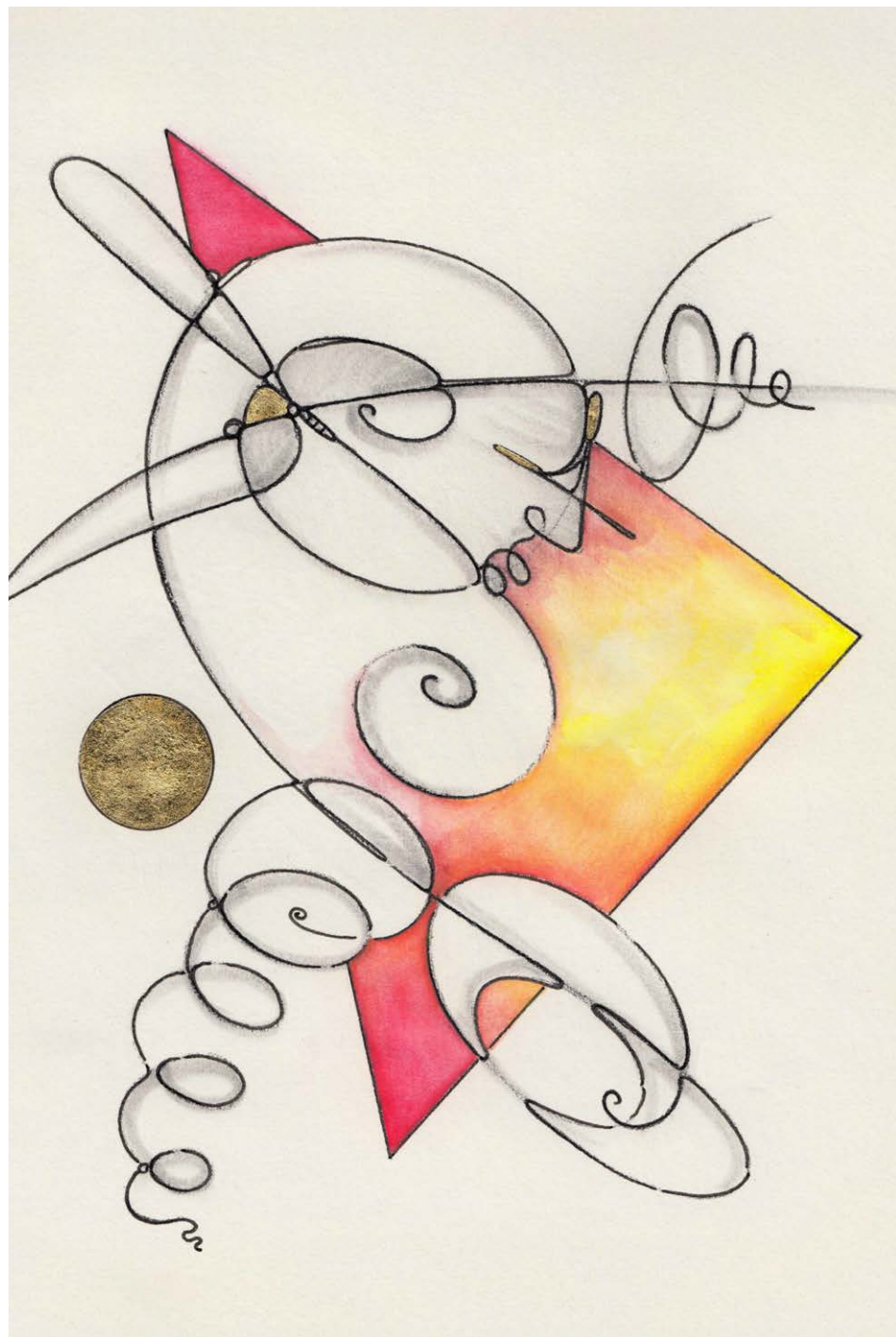
Wenn du es schaffst, dich bis in die letzten Winkel zu erkennen, besitzt du die Macht, alle Wunden zu schließen, die Trennung zu überwinden und die Liebe in jedes Teil deines Seins fließen zu lassen. Das ist dein Schicksal – deine Bestimmung.

Die Ausdehnung ist die Natur des Universums. Sie bedeutet Wachstum, Transformation, das Aufblühen neuer Kräfte – eine Energie, die alles hervorbringt und in Bewegung setzt. Doch ebenso gibt es die Gegenkraft des Zusammenziehens – eine Energie, die verdichtet, die alles in die Tiefe zieht wie ein schwarzes Loch, das jedes Licht verschlingt.

Diese beiden Kräfte sind die Pole des Seins. Einst waren sie eins – ein Körper, ein Herz. Doch im Lauf der Äonen trennten sie sich: ein lichter und ein dunkler Puls. Was anfangs Einheit war, zerfiel in helles und dunkles Sein.

Heute driften die Reiche auseinander wie Magnetpole, die sich abstoßen. Das Reich Elarions, des Königs des Lichts, steigt empor, während das Schattenreich Lilithras, der Königin der Dunkelheit, in die Tiefen sinkt. Verbunden sind sie nur noch durch einen silbernen Fluss – eine Nabelschnur, die dünner und dünner wird. Es sind die letzten Fragmente des Seelenstammes Astrabor, die das Gefüge des Ganzen noch zusammenhalten.

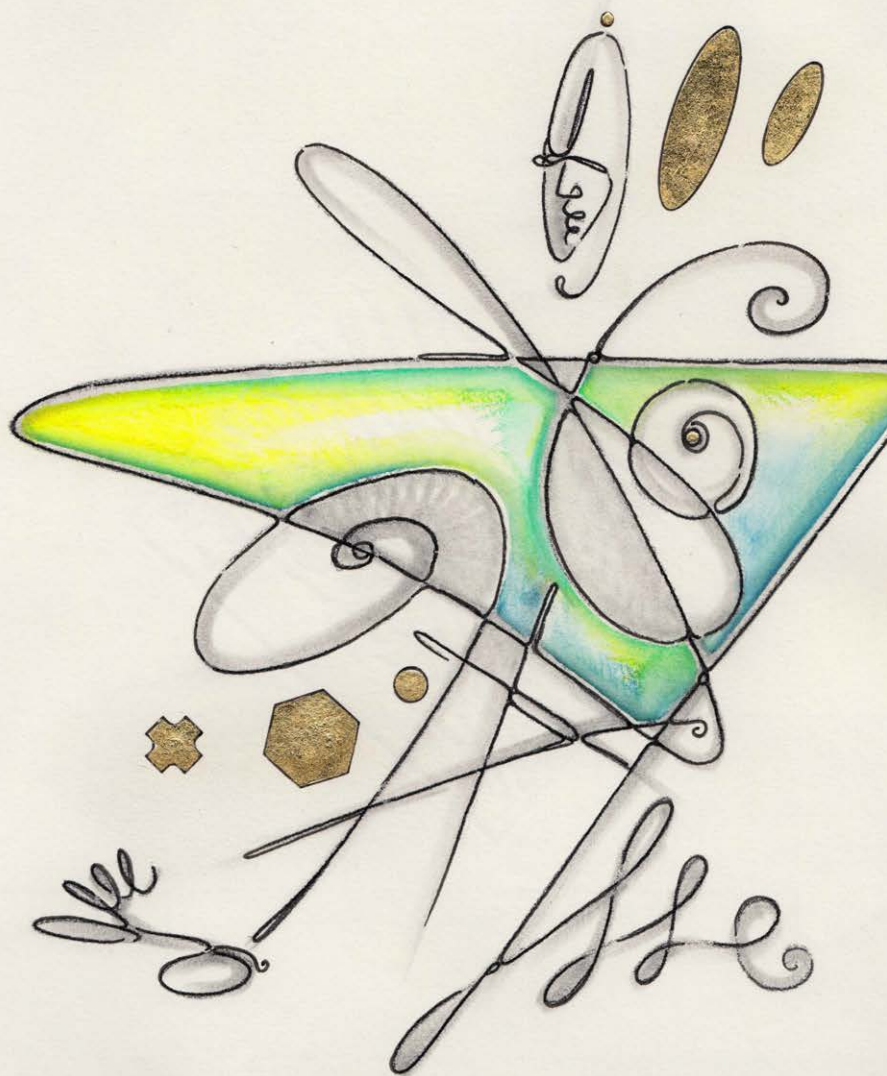
Doch zwischen den Welten wächst das Niemandsland – die Wüste der Trostlosen. Je weiter die Reiche auseinanderdriften, desto dichter wird ihr Schleier. Es ist der Schleier des Vergessens, der uns die einstige Einheit verhüllt.



Und dennoch gibt es eine Kraft, die alles durchdringt: die Liebe – ursprünglich, bedingungslos, die Urkraft des Universums. Ob hell oder dunkel, sie fließt überall. Im Reich Elarions erscheint sie als Selbstliebe, im Reich Lilithras als Liebe ohne Bedingung. Zwei Ströme derselben Quelle – und gerade in dieser Spaltung liegt die Gefahr des Ungleichgewichts.

In den Tiefen der Dunkelheit, in der Stille des Selbst, öffnet sich der innere Pfad. Kein Ziel, das zu erreichen wäre, sondern ein ständiges Werden, ein Aufdecken des Verborgenen. Die Reise durch Licht und Schatten, der Schmerz, aus dem Heilung geboren wird – all das ist der Spiegel unserer Seele, ein Dialog zwischen dem, was wir glauben zu sein, und dem, was wir wirklich sind.

Mit diesen gewaltigen Bildern, die mich nicht nur beeindrucken, sondern bis ins Innerste berühren, öffne ich langsam meine Augen. Der Blick aufs Ganze löst die Trübheit meines Gefäßes, und die Zusammenhänge werden klarer – noch nicht vollständig, doch das erste Bild scheint zu stehen. Vielleicht sind es auch nur Teile, deren Ordnung erst folgt. So groß, so viel – und dazwischen ich, wie ein Sandkorn, vom Winde verweht.



Formen der Liebe

Eines berührt mich besonders: die Teile, die auseinanderdriften. „Was steckt da für eine Kraft dahinter?“, frage ich Helios. „Was ist das für eine Energie, die der Liebe widersteht?“

Helios hebt seine Stimme. „Lieber David, das ist eine sehr spannende Frage. Als die Emotionen entstanden, die die Materie durchdringen, bildeten sich die Polaritäten. Zu jedem Für entstand ein Wider. So begann die Trennung – die Teilung. Und auch wenn am Anfang alles aus der Liebe entsprang, legte die Dualität eine weitere Emotion in die Waagschale: die Angst. Diese beiden Uremotionen – Liebe und Angst – waren und sind der Ursprung jeder Trennung. Aus ihnen ging alles hervor, was wir in der Polarität erfahren. Und noch etwas: Auch die Liebe hat Licht und Schatten – genauso wie die Angst. In ihrer Komplexität ist dieses System unendlich.“

Etwas abgehängt von seinen Worten hake ich ein: „Okay, dann bleiben wir bei der Liebe. Die erscheint mir gerade erhellender als die Angst.“

Helios schnaubt und wiehert, als würde er vor Freude lachen. „Gerne erzähle ich dir mehr von den Strömen der Liebesenergie.“ Ein sanftes Leuchten umgibt ihn, als er fortfährt.

„Da gibt es die Selbstliebe. Sie ist wie ein klarer, weißer Fluss. Er strömt durch uns hindurch, bis in die verborgensten Tiefen, und erfüllt jede Zelle mit Achtsamkeit und Wertschätzung. Wie Wasser, das in die Ritzen eines ausgedörrten Bodens sickert, dringt er immer tiefer, bis in den letzten Winkel unseres Seins. Er ist nährend, durchdringend, ein Strom, der in uns ruht und zugleich expandiert. In seiner zweiten Gestalt gleicht er dem schwarzen Licht, das durch die Dichte zieht, den Raum zusammenhält und selbst in den schwersten Schichten der Materie die Liebe trägt.“



Helios setzt nach: „Es gibt noch eine weitere Form der Liebe – die bedingungslose Liebe. Sie ist diffuser in ihrer Form, wirkt tiefer, wie ihr Name schon sagt. Sie ist bedingungslos und findet ihre Heimat auch in den tiefsten Schatten unseres Seins. Sie entspringt der Schattenwelt und ist eine sehr mächtige Energie.“

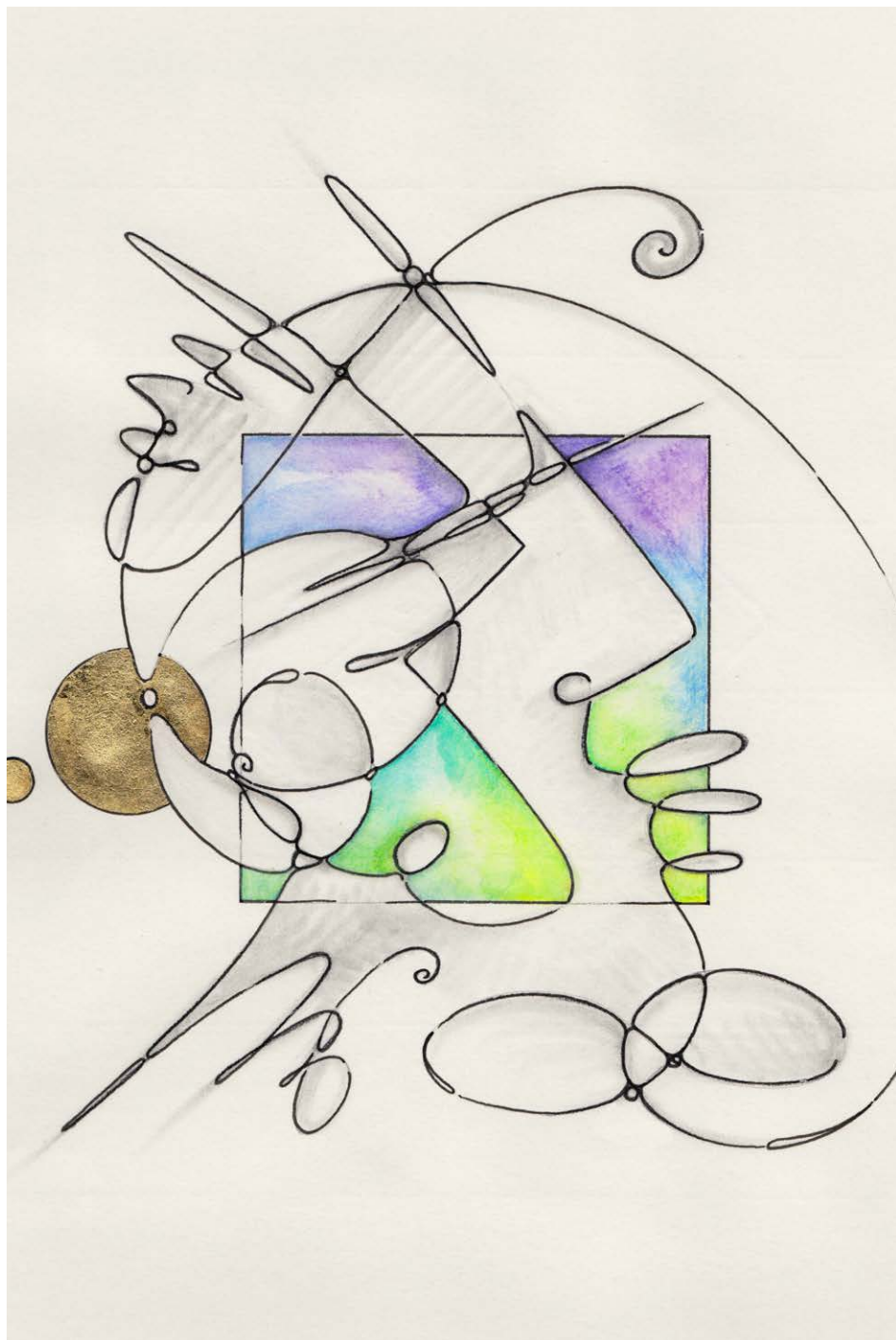
Ich sinne nach und wende mich wieder Helios zu: „Du sagtest, dass Utopia, das Reich des Lichtes, sich in die Weite entfaltet, während das Reich Lilithras nach innen zieht, in dichte Masse. Wie wirken dann diese Formen der Liebe auf die beiden Reiche ein? Oder anders gefragt: Wenn die Liebe vereint, warum tut sie es dann nicht?“

Helios lächelt still. „Darin liegt das Paradox des Lebens und der Liebe. Stelle dir das Zeichen des Yin und Yang vor: Weiß und Schwarz, ineinander verschlungen. In jedem Feld schlägt das Herz des anderen – im weißen ein schwarzes, im schwarzen ein weißes. Gemeinsam bilden sie die Ganzheit, sichtbar in der Dualität und doch untrennbar eins. Wenn die beiden Fische auseinanderstreben, drängt das weiße Feld mit dem schwarzen Herzen nach oben, das schwarze mit dem weißen Herzen nach unten. So lösen sich die Kräfte voneinander und wirken gegeneinander. Doch gerade in dieser Spannung liegt das tiefste Geheimnis: In Einheit und Trennung zugleich wächst die Liebe zu ihrer höchsten Kraft.“

Mit einem kräftigen Flügelschlag nimmt Helios Fahrt auf. „Und erst, wenn die Liebe in sich selbst ruht – wenn sie ihre volle Kraft in Ganzheit entfaltet –, entsteht die dritte Form: das Mitgefühl. Diese Liebe verbindet alles mit allem. Sie kennt keine Spaltung, denn sie ist in sich geheilt. Sie fließt als stärkster Strom nach innen wie nach außen, sanft und ruhend, und berührt alles, was lebt.“

Ich lege meine Hand auf die Brust und frage mich: Welches Herz trage ich? Ist es aus Schatten oder aus Licht? Welche Form der Liebe erkunde ich? Helios sieht mich an, als hätte er meine Gedanken erfasst.

„Im Reich des Lichtes, zu dem wir nun aufsteigen, ist die Selbstliebe zu Hause. Dort wirst du sie in Tiefe und Fülle erfahren. Sei achtsam, David, denn die



Liebe in ihrer reinsten Gestalt bleibt unaussprechlich. Doch sie kann sich mit dem Geist verweben – mit deinem Bewusstsein, mit deiner Achtsamkeit. Sie ist ein Fluss, und du gibst ihm Richtung. Jeder Gedanke öffnet eine Bahn, die ins Handeln führt. Darum verbinde Denken und Herz, damit die Selbstliebe ihren wahren Raum in dir entfalten kann.“

Ich versuche, es mit meinem Verstand zu fassen, doch Helios schmunzelt. „Manches gehört dem Herzen allein. Versuchst du, es zu zerlegen, bleibst du in den Mauern des Denkens. Lerne loszulassen, dort, wo dein Verstand endet, und vertraue deinem Herzen die letzte Sprache an.“

Dann spricht er weiter: „Und wenn du möchtest, dann schließe noch einmal deine Augen, David, und ich führe dich in die ersten Erinnerungen meines Königs Elarion – in die frühen Erfahrungen der Liebe in einem dualen Weltbild. Dort wirst du erkennen, wie ihre Kraft auf uns wirken kann.“

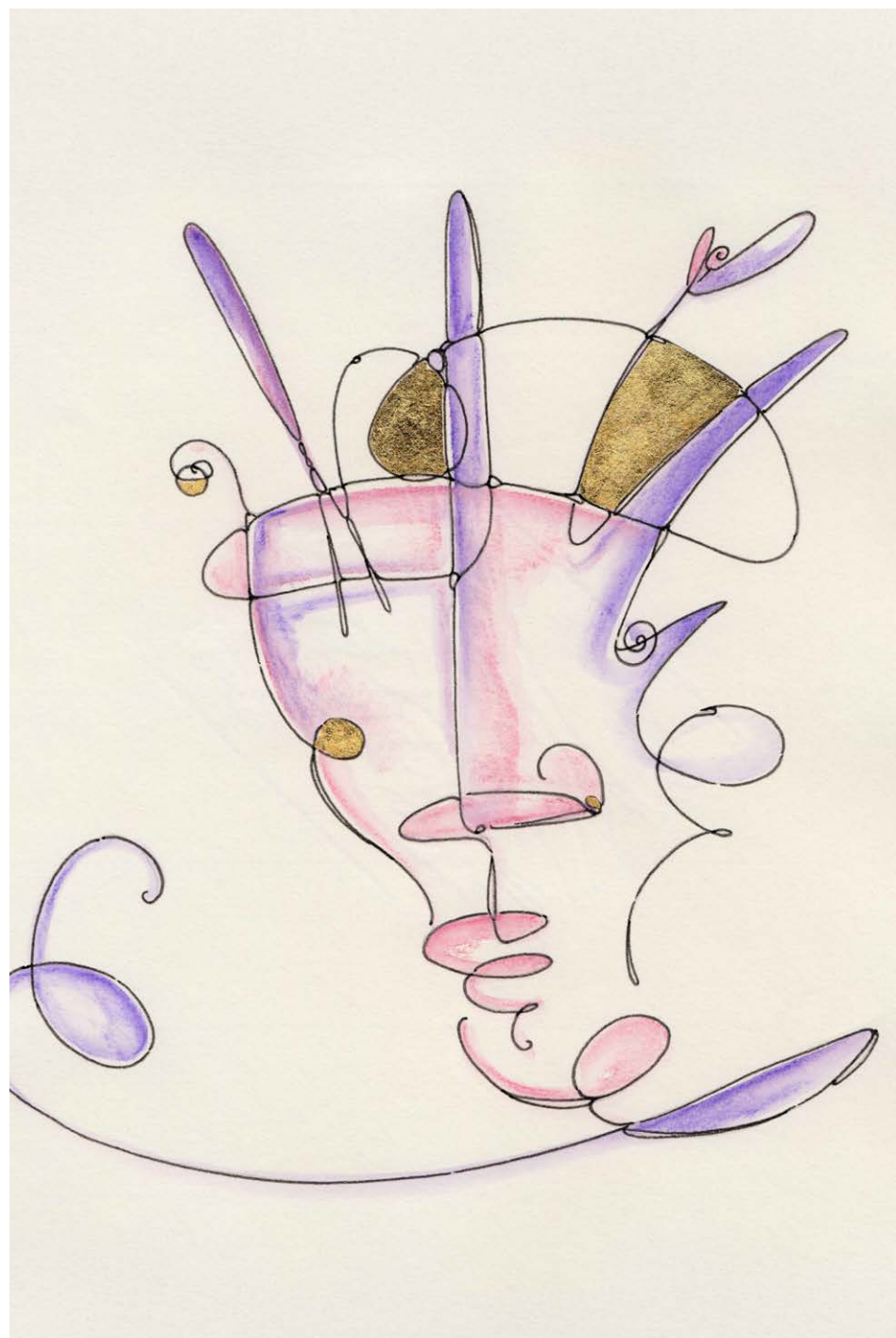
Ich schließe die Augen, folge meinem Atem nach innen und entspanne meine Sinne. Mein Herzschlag legt sich wie ein sanfter Rhythmus auf mein Bewusstsein. Kein Gedanke – nur ein unmittelbares Erleben. Als ich die Augen wieder öffne, weiß ich: „O Helios, nun verstehe ich die Kraft der Liebe. Und ja, ich will sie erfahren – in ihrer ganzen Fülle.“

Zutiefst berührt, mit einem dumpfen Schmerz im Herzen und zugleich gesegnet von dem, was mir gezeigt wurde, erhebe ich meinen Blick. Und so fliegen wir weiter, getragen von dem, was war, und dem, was kommen wird.

*Elarions Schatten**

Die Erde, das Land des ersten Ringes, liegt nun unter uns. Helios geht in den Sinkflug über. Doch von den leuchtenden, schillernden Landschaften, die ich mir aus der Ferne erträumt habe, ist nichts zu sehen. Stattdessen senkt sich eine düstere Stimmung herab. Die letzten Wolkenschwaden reißen auf, und als wir dem Boden näherkommen, stockt mir der Atem.

Vor uns breitet sich kein Paradies aus, sondern ein verbranntes, schwarzes Land. Schwefliger Geruch steigt mir in die Nase, schneidet scharf durch



die Erwartung von Licht und Farben. Und mit voller Wucht offenbart sich ein gigantisches Moor, das sich endlos in die Ferne dehnt. Seine Oberfläche glänzt trüb, als würde sie die Schatten des Himmels in sich verschlingen.

Ein Schauer läuft mir über den Rücken. Das Reich Utopias beginnt nicht im Strahlen – sondern in der Tiefe des Vergessens.

XII

Schattenprüfung

Wir gleiten tiefer, und Helios setzt zur Landung an. Feuchter Boden empfängt uns am Rand eines Moores, so weit das Auge reicht. Kein strahlender Wald, sondern ein feuchter, atmender Abgrund. Nebelschwaden kriechen über den Boden, der schwere Geruch von Erde und fauligem Wasser steigt mir in die Nase.

„Warum hast du mich nicht vorbereitet, Helios? Und hätten wir nicht einfach über dieses lebensfeindliche Gebiet hinwegfliegen können? Ich dachte, es sei das Reich des Lichtes – und nicht ein stinkender Tümpel! Meine ganze Vorfreude, meine Bereitschaft, mich einzulassen, ist weg. Es ist so anstrengend hier – dieses Auf und Ab, immer unvorbereitet.“

Ich lasse meiner Enttäuschung freien Lauf, bis Helios mich sanft unterbricht: „Um als Außenstehender nach Utopia zu gelangen – einer, der den Aufstieg aus eigener Kraft antritt –, beginnt alles hier. Nichts soll ausgelassen werden. Denn auch der kleinste, längst vergessene Winkel des Reiches bedarf der Klärung durch das Bewusstsein, das du trägst.“

Dies ist das Moor des Vergessens. Einst lag hier der äußerste Rand des Reiches, bevor sich nach der Spaltung die Pyramide vom Kern löste und nach oben stieg. So entstand die Spirale, die ins Lichtreich führt. Doch schon seit langer Zeit ist diese Ebene nicht mehr mit den Seelen verbunden.



Der höchste Punkt, der das tiefste Wissen trägt, entfernt sich immer weiter – entfremdet, abgespalten. Utopia zerfällt in seiner Ausdehnung.

An der Spitze herrschen die fünf Stimmen der Macht – oder, wie ihr sie nennt, das Ego. Sie glauben, mit dem Wissen der Pyramide alles zu besitzen und in Getrenntheit zu bestehen. Doch was nützt alles Wissen, wenn wir nicht fähig sind, uns mit ihm zu verbinden und es zu leben? Anstatt es als unantastbaren Schatz zu hüten, der keinem etwas bringt.“

Er blickt über das Moor. „Das Gegenstück zum höchsten Wissen ist hier – das Moor des Vergessens. In ihm sammelt sich alles, was Utopia verdrängt: die Schatten, die Angst, alles, was nicht ins lichte System passt. Es sinkt nach unten, ins Unbewusste. Dieses Moor hält in seinen Tiefen die Verbindung zur Schattenwelt – noch. Doch je weiter sich die Wüste der Trostlosen darunter ausdehnt, desto mehr verliert sich diese Verbindung. Und aus einem Moor wird irgendwann ein trockenes, staubiges Ödland.“

Helios' Stimme wird ernster. „Auch wenn Utopia an der Spitze das höchste Bewusstsein trägt, ist es ohne den König nichts wert. Denn der Platz, der ihm gebührt, bleibt leer. Stattdessen herrschen die fünf Stimmen der Macht im unteren Bereich der Pyramide – willkürlich, gottähnlich. Jede rein in ihrer Energie: Angst, Wut, Hass, Gier, Stolz. Früher waren sie Berater des Königs, Teil des kosmischen Gleichgewichts. Doch ohne seine Führung ist alles ein Tollhaus – ein Reich im Zerfall.“

Sein Blick wird fest. „Darum bist du hier, David. Um Bewegung ins Erstarrte zu bringen. Alles, was auseinanderdriftet, zerfällt. Und das Licht, das nur ein Bruchteil des Ganzen ist, wird von der Dunkelheit eingeholt. Die Geometrie des Lichts ist der Schlüssel. Sie verbindet die Welten und trägt die Macht, Balance wiederherzustellen.“

„Halt“, sage ich, „das ist zu viel. Es klingt unerreichbar. Und du sprichst, als würdest du mich gar nicht begleiten.“



Helios nickt langsam. „Es stimmt. Über das Moor des Vergessens hinaus kann ich dich nicht tragen. Wenn du die Mauern Utopias erreichst, erscheinst du als Fremder. Doch jeder, der hier hindurchgeht, trägt das Vermächtnis des Auserwählten in sich – desjenigen, der den König zurückführen kann. Ein Hoffnungsträger, sozusagen.“

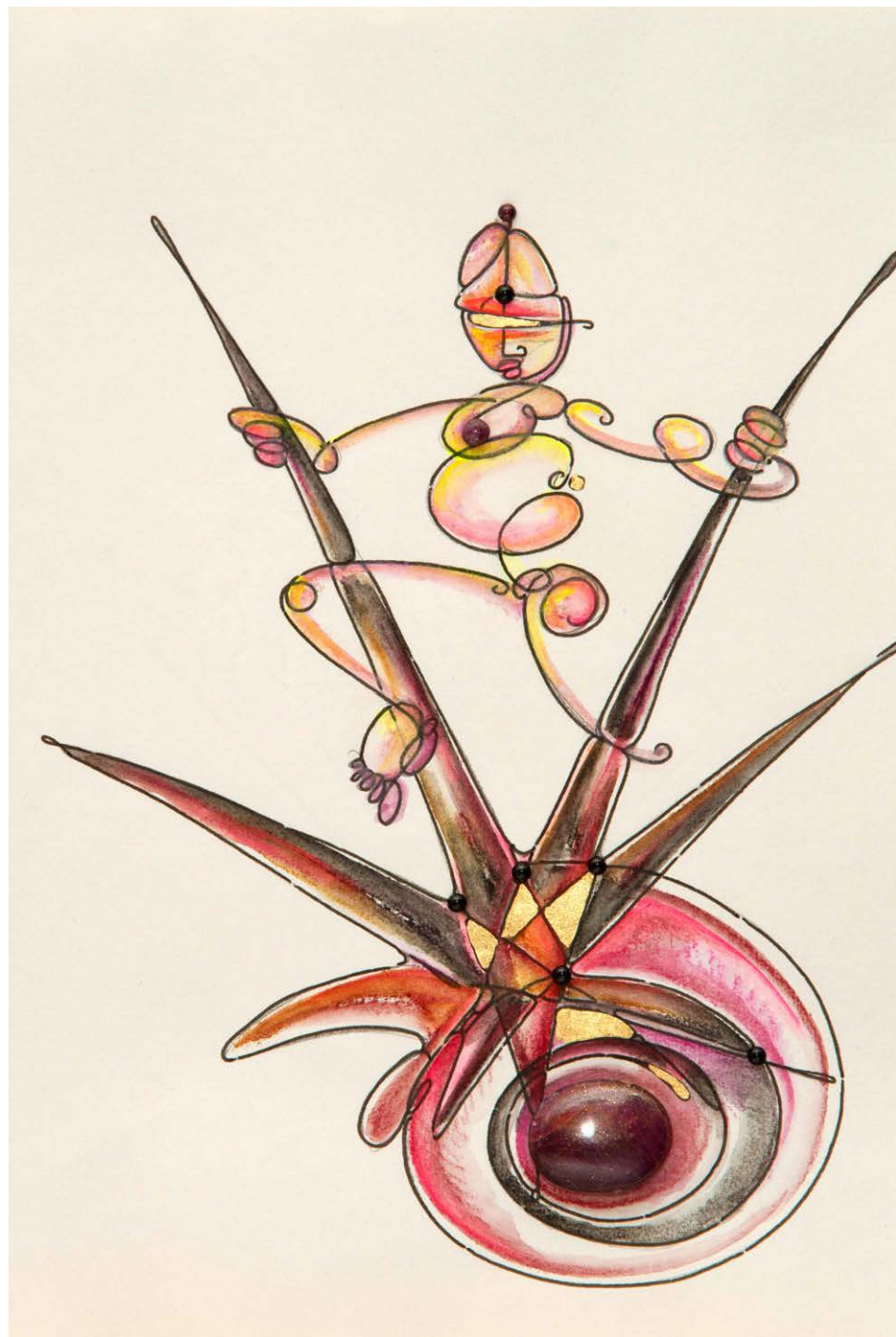
Wir schreiten weiter, das Moor zu unserer Linken, dichter Nebel rechts und vor uns. Helios bleibt stehen, sein goldenes Licht spiegelt sich im Wasser der Tümpel.

„Sieh dich um, David. Hast du je eine Landschaft gesehen, die so voller Geheimnis ist? Dieses Moor ist der Prüfstein Utopias. Hier findest du Versuchungen, die dich von deinem Weg abbringen können – und gleichzeitig steckt in diesem dunklen Morast so viel Potenzial und Möglichkeit. Nichts ist, wie es scheint – Shamia hat es dir gesagt. Ohne Bewusstsein, ohne dein Herz als Führer, kannst du dich leicht verirren. Viele bleiben hier, geblendet oder gefesselt von Illusionen, und vergessen, dass der Weg weiterführt.“

Helios neigt den Kopf, und für einen Moment scheint sein goldenes Licht heller zu flammen. Dann verabschiedet er sich mit einem warmen Blick, zwinkert mir zu – und mit kräftigen Schlägen seiner Flügel erhebt er sich, bis er als kleiner Punkt im blauen Lichtauge in einer sanften Kurve nach unten verschwindet. Gefesselt und ein weiteres Mal verlassen, mache ich mir ein Bild von dem Ort, an dem ich stehe.

Vor mir liegt das Moor. Der Nebel umhüllt mich, und doch spüre ich alles schärfer als je zuvor – meine Gedanken, meine Sinne, überwältigend klar. Alles, was ich erlebe, wirkt realer als jede Erinnerung. Vielleicht ist es die Angst, die mich heimsucht und meine Wahrnehmung schärft.

Da branden Bilder auf: Gefühle, Schatten, Stimmen. Die Wüste der Trostlosen. Shamia. Die Rückführungen der Seelen – und mein Erdenleben, voller Schmerz und grauer Leere. Der alte Drang flüstert: Dreh dich weg. Betäube dich. Nur eine Nacht, ein kurzer Rausch – und der Schmerz vergeht.



Doch hier gibt es kein Entkommen. Ich bin gezwungen zu fühlen – Freude und Verlust, Angst und Hoffnung zugleich. Grenzen lösen sich auf, und doch sind es gerade diese Gefühle, die mich tragen, die mich hierher geführt haben.

XIII

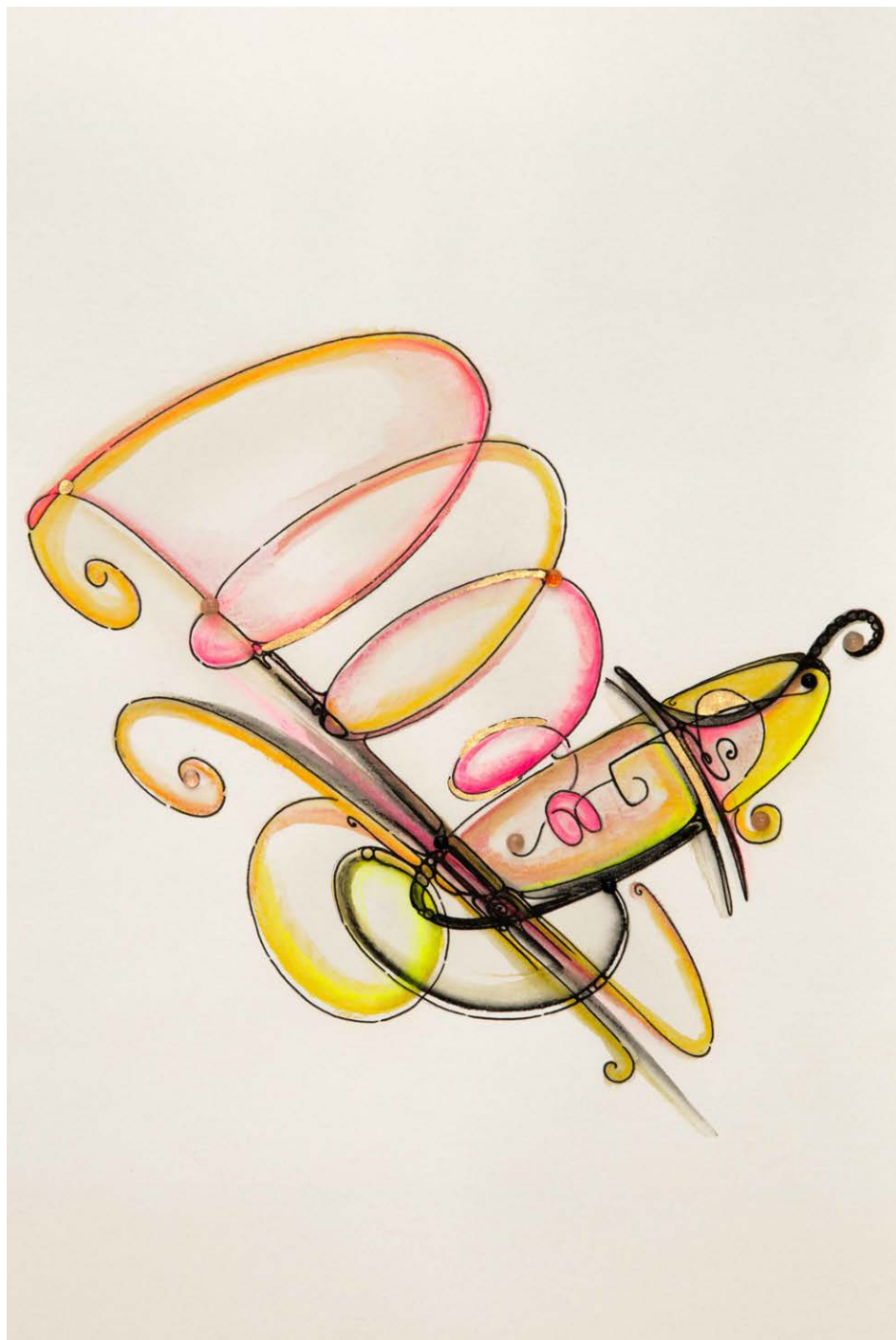
Dunkle Nacht der Seele

Ich atme tief. Der schwere Duft des Moores erfüllt meine Lungen – feucht, erdig, süßlich. In der Ferne schimmert das Grün eines Waldes, lebendig, verheißungsvoll. Dahinter erheben sich Berge, weiter vermag mein Blick nicht zu reichen.

„Also gut“, flüstere ich. Ich setze den ersten Schritt. Mein Weg mag verborgen sein, doch er lebt in mir – und ich werde ihn finden. Die Worte von Helios klingen in mir nach: „Der Aufstieg ist ein Prozess der Klärung. Stufe für Stufe sollst du mit deinem Herzen und vollem Bewusstsein gehen.“

Doch hier, im Moor, spüre ich die erste Prüfung. Mein Körper zieht mich nieder – schwer, müde. Zum ersten Mal verspüre ich Hunger, ein nagendes, primitives Verlangen. Müdigkeit legt sich auf meine Glieder wie eine Kette. Jeder Schritt wird schwerer, als würden unsichtbare Hände meine Füße nach unten ziehen. Doch ich weiß: Nicht das Moor selbst, sondern die Dunkelheit in mir will mich verschlingen. Der erste Kampf richtet sich nicht gegen den Sumpf, sondern gegen mich selbst. Nur wenn ich diese Schwere kläre, kann ich weitergehen. Aber das Suchtgedächtnis pulsiert in mir, laut und unerbittlich. Alles schreit: Geh fort! Lauf weg! Doch wohin? Jeder Gedanke verliert sich, als kämpfte ich gegen einen unsichtbaren Strom. Ich fühle mich klein. Bedeutungslos.

Die Einsamkeit durchdringt mich. Zum ersten Mal bin ich wirklich allein. Kein Helios, keine Shamia, keine Stimme, die mich führt. Nur ich – und diese unerbittliche Leere.



Ich will fliehen, ich will es so sehr. Doch da ist kein Entkommen. Die Türen der Vergangenheit reißen auf, und dahinter stürzen Trauer, Angst und Wut über mich. Alles weicht zurück, bis nur die Einsamkeit bleibt. Diese Bilder ziehen mich mit, wie der Entzug nach jedem Absturz, den ich durchlebt habe.

Ich blicke um mich. Morsche Äste ragen wie gebrochene Arme aus dem Boden, die Bäume stehen wie erstarrte Schatten. Nebel kriecht näher, verschluckt alles. Kein Weg, kein Halt – nur das Sumpfloch, das unter mir lauert. Ich stapfe weiter, sinke bis zu den Knien. Jeder Schritt ein gewaltiger Kraftakt. Ich. Ganz allein. In meiner Einsamkeit.

Wo ist die Größe, von der sie sprachen? Wo die Verheißung des Auserwählten? All die Worte, die mich zum Retter des Königs erklärten – ich fühle nichts davon. Kein Held. Kein Erlöser. Nur ein Narr. Ein Narr, der sein eigenes Schauspiel durchschaut. Ich hänge hier fest.

Verzweiflung breitet sich in mir aus, zerreißt mich – und aus den Rissen bricht ein Lachen hervor. Heiser, tief, ohne Trost. Es hallt über das stille Moor. Doch es ist kein heiteres Lachen, sondern Hoffnungslosigkeit, die sich in Schreie verwandelt. Ich schreie in den Nebel, in die Finsternis, in mich selbst:

„Was wollt ihr von mir? Was wollt ihr alle von mir?“

Meine Stimme bricht. Das Schreien fällt in ein Schluchzen zurück. Meine Knie geben nach, und ich sinke tiefer in den feuchten Boden. Alles verliert seine Bedeutung.

Alles wird finster. Dunkel wie die Nacht. Zusammengekauert, in der Erwartung, dass mich das Moor jeden Moment verschlingt, beginne ich um Hilfe zu flehen. So ausweglos, wie es mir erscheint, muss es doch etwas geben – hier, im Reich unvorhersehener Geschehnisse. Wer oder was auch immer – hilft mir, meinen Weg zu finden. Wenn ich schon den Glauben an mich selbst verloren habe, dann gebe ich jetzt das Zepter ab und vertraue auf das, was mir verborgen scheint. Ich brauche Hilfe. Jetzt. Denn ich allein stecke hier fest. Womöglich für immer ...



Der schwarze Drache

Da blitzen zwei rote, mondgleiche Augen vor mir aus der Dunkelheit auf. Ein tiefes Brummen durchdringt die erwartungsvolle Stille. Ein mächtiger, schwarzer Drache tritt aus dem Nebel hervor.

„Du hast gerufen – dann komm mit mir. Steig auf!“, grollt er.

Hypnotisiert von seiner überwältigenden Präsenz, der ich nichts entgegenzusetzen kann, greife ich vorsichtig nach ihm. Eine Brustschuppe bekomme ich zu fassen; ihr Widerstand hilft mir, mich aus dem Sumpfloch zu befreien. Beschwerlich klettere ich über seine Vorderläufe, den Hals hinauf, bis ich auf seinem Rücken zwischen den Flügeln Platz finde.

Seine Kraft durchdringt jede Faser meines Seins. Ich klammere mich an den Schuppen fest, bereit zum Flug. Doch anstatt abzuheben, gibt der schwarze Boden unter uns nach. Wir versinken in der Oberfläche des Moores, als wäre sie aus Treibsand.

Immer weiter sinken wir in den Morast hinein. Todesangst überkommt mich. War es das? Ist meine Reise im Königreich schon zu Ende? Der letzte Lichtstrahl erlischt, als auch unsere Köpfe von der Dunkelheit verschluckt werden. Tiefe Finsternis hüllt mich ein, dringt in meine Sinne, in die Zellen meines Körpers. Ich atme aus, halte die Luft an, so lange ich kann – dann sauge ich das flüssige Schwarz voller Inbrunst ein. Es füllt meinen Mund, meinen Rachen, meine Lungen, sickert tief in mein Inneres.

Es ist, als ertränke mich ein Traum. Doch mein Körper passt sich an. Je tiefer wir sinken, desto stärker lastet der Druck, desto schwerer wird das Atmen. Aber selbst das verliert an Bedeutung. Es ist, als trüge ich mehrere Leben in mir – oder als hätte ich die Gabe, mich unaufhörlich den Umständen anzupassen. Da erinnere ich mich an Shamias Worte: „Du bist ein Wanderer zwischen den Welten.“



Ich klammere mich fester an den Drachen, der wortlos wie ein Anker hinabsinkt – und ich mit ihm. Doch wir sind nicht allein. Je weiter wir gleiten, desto deutlicher spüre ich dunkle Kräfte, Kreaturen, die uns umkreisen. Wohin wir wohl treiben?, frage ich mich.

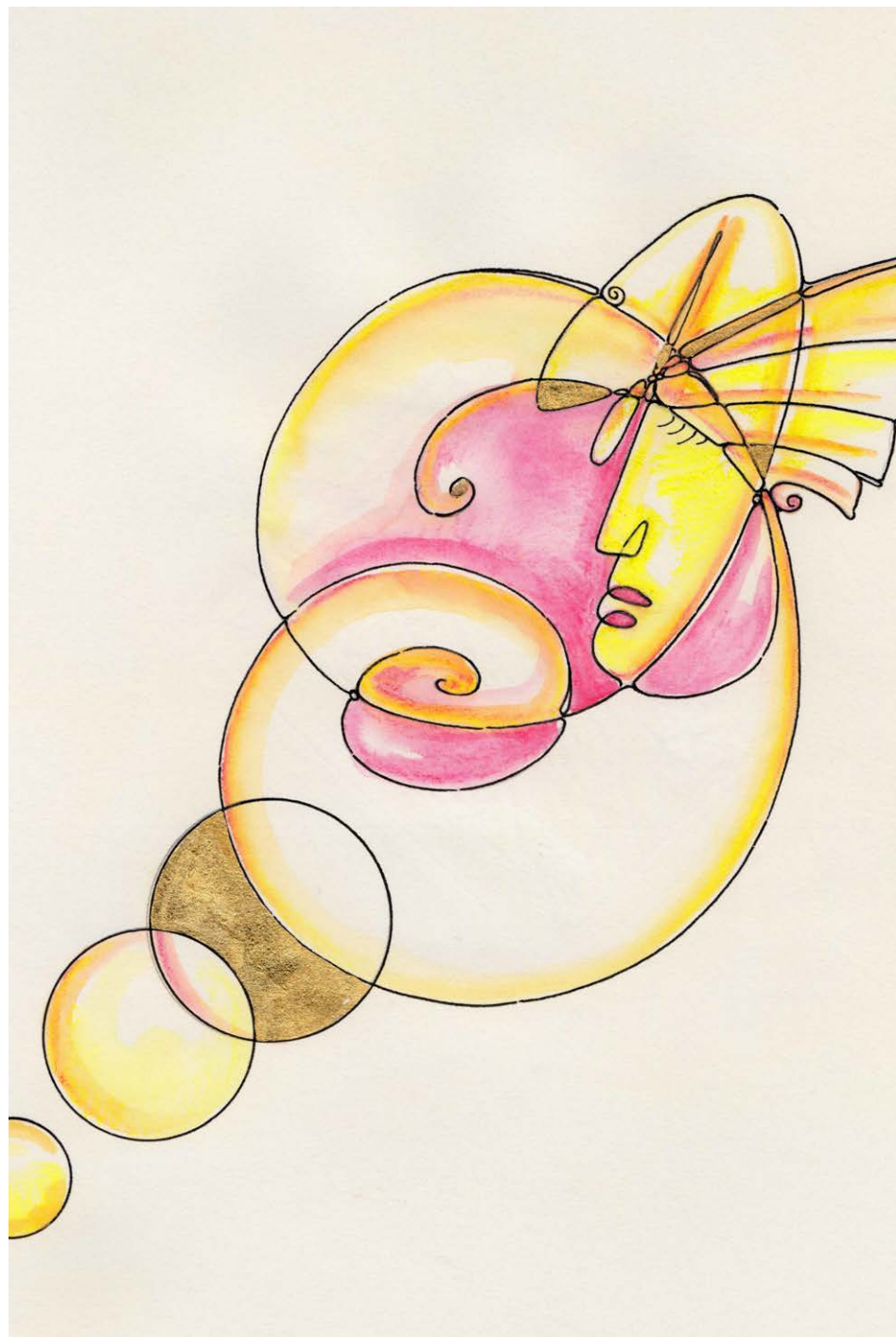
Mein stiller Gefährte scheint meine Frage aufzufangen. Seine Antwort folgt schnell, rasselnd und tief: „Wir folgen dem Strahl der bedingungslosen Liebe – ein dunkler Pfad, der uns in die Schattenwelt führt.“

Und als wolle er, dass ich diesen Pfad überlebe, spricht er weiter: „Sei zu allen Zeiten achtsam und voller Demut hier, im Reich der Schatten. Deine Gedanken verbinden sich mit der Angst – und die Angst ist das, wonach sich die Dunkelheit verzehrt. Die Kreaturen, die uns umkreisen, kommen näher. Sie riechen dein Zittern, sie schmecken deine Unruhe. Darum sei dir gesagt: Geh ins Gefühl und öffne dein Herz. Denn auch die Schatten sehnen sich nach Liebe, nach Fürsprache, nach Wärme. Sie verschlingen die Angst – und achten die Liebe. Durch die Liebe, die du ihnen zeigst, machst du dich erkenntlich als einer von ihnen. Und so hast du eine kleine Chance, hier wieder hinauszugelangen.“

Seine Worte vibrieren – tief und eindringlich. „Denn dein Ruf war laut, und so führt kein Weg mehr zurück, als durch ihn hindurch.“

Kurz denke ich über all das Geschehene nach, was ich seit meinem Unfall hier, in den Welten zwischen den Welten, schon erlebt habe, und ein leiser Hauch von Stolz durchzieht mich. Der Gedanke, all dies als meinen Weg zu betrachten, gibt mir wieder Halt. Denn auch wenn der Tod meinen Pfad kreuzt – es geht weiter. Ich spüre mein Herz, wie es mir zuspricht, mit einem warmen Extraschlag.

„Ja“, höre ich den Drachen flüstern. Zumindest glaube ich, seine Worte zu verorten – so nah, so vertraut, als flüstere er sie direkt in mein Ohr. „Stolz darfst du sein. Doch nimm dir die Vergangenheit nicht als Grundlage, denn alles ist im stetigen Wandel. Und so hast du die Türen geöffnet und uns eingeladen – uns, die Wesen der Schattenwelt –, dich in die dunkelsten Ecken deines Seins zu begleiten.“



Die Frage, die nun in der Luft liegt, ist klar und unausweichlich: Bin ich bereit, diese Prüfung zu bestehen?

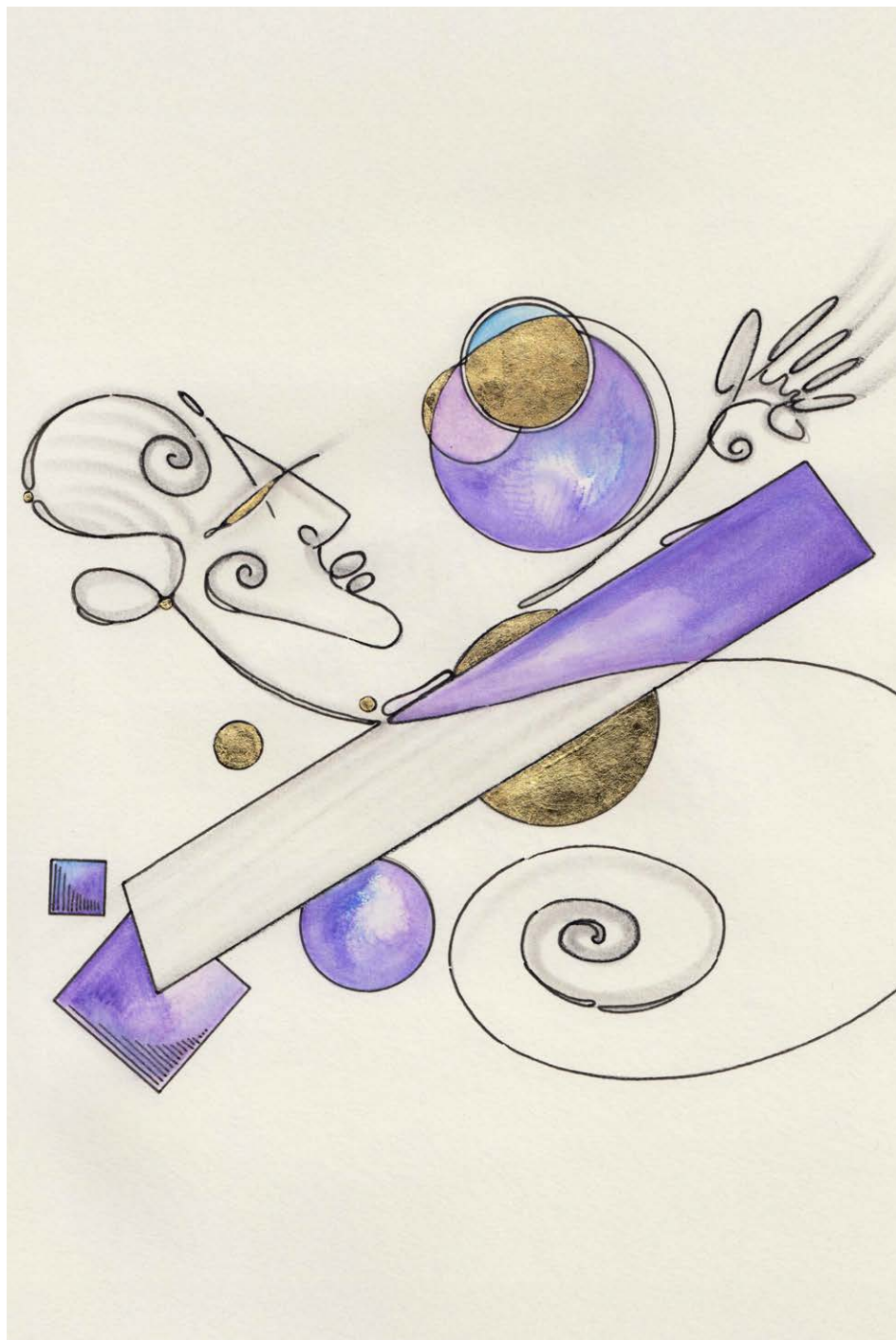
Ich schlucke, und eine leise Ahnung durchzieht mich – dass Wahrheit sich hier nicht im Denken offenbart. Der Drache sagt mir, ich solle ins Gefühl gehen; es scheint mein Schutzschild in der Dunkelheit zu sein. Denn dort erkennen mich die Schatten als ihresgleichen. Ich nehme seinen Rat in mein Herz auf, und doch zieht mein Kopf weiter Kreise. Das Denken windet sich in endlosen Schleifen, bis ein erster Anflug von Panik aufsteigt und mich in ihren Strudel reißen will.

Da ertönt in mir ein klares innerliches Stopp. Mein Bewusstsein zieht sich aus dem Strudel zurück, ich blicke von oben auf die kreisenden Gedanken hinab – und sie erstarren. Ich sinke ein Stockwerk tiefer, hinab in mich selbst, umklammere mein Herz. Ich bleibe bei mir, atme, spüre. Und so fühle ich – tiefer, weiter, reiner – bis die Stille selbst zu mir spricht.

Anstatt der erwarteten Kälte wird es auf dem Weg nach unten immer wärmer – oder vielleicht nach oben, denn jede Orientierung verliert sich in der Dichte dieser schwarzen Masse, die mich umhüllt. Hier, tief in den Schichten der Materie, liegt der Ursprung allen Seins – das pochende Herz der Schöpfung selbst. Mein Körper beginnt sich aufzulösen, als würde er in eine Wolke aus schwarz glühenden Partikeln übergehen, die sich langsam mit dem Dunkel verweben, bis alles in mir schwingt und atmet wie ein einziger, pulsierender Strom.

Abermals spricht der Drache: „Hier befinden wir uns im Ursprung allen Seins. Sie formt eine Ebene des Urschlammes, das Zentrum der Schöpfung. Hier, im formlosen Raum der Formen, entsteht alles aus seinen Grundzügen. Ob Liebe oder Angst – was sich manifestiert, ist seine ureigene Quintessenz.“

Mit diesen Worten scheint unsere Reise stillzustehen, als hielte ein unsichtbarer Aufzug im Nirgendwo an. Der schwarze Drache verschwindet so plötzlich, wie er erschienen war. Und inmitten der Schwerelosigkeit, in einem grenzenlosen Schweben zwischen Nichts und Allem, eröffnet sich mir ein schwarzer Raum – ein Würfel, der sich immer weiter ausdehnt, und ich bilde das Zentrum seiner Existenz.



Ein Raum, der sich am tiefsten Punkt des Ozeans entfaltet und mir wieder Luft zum Atmen schenkt, Raum, mich zu bewegen – Raum, zu sein. Schwebend inmitten dieser Sphäre nehme ich die Partikel meines Körpers wahr, wie sie sich aus der Zersetzung zurück in meine menschliche Gestalt verweben.

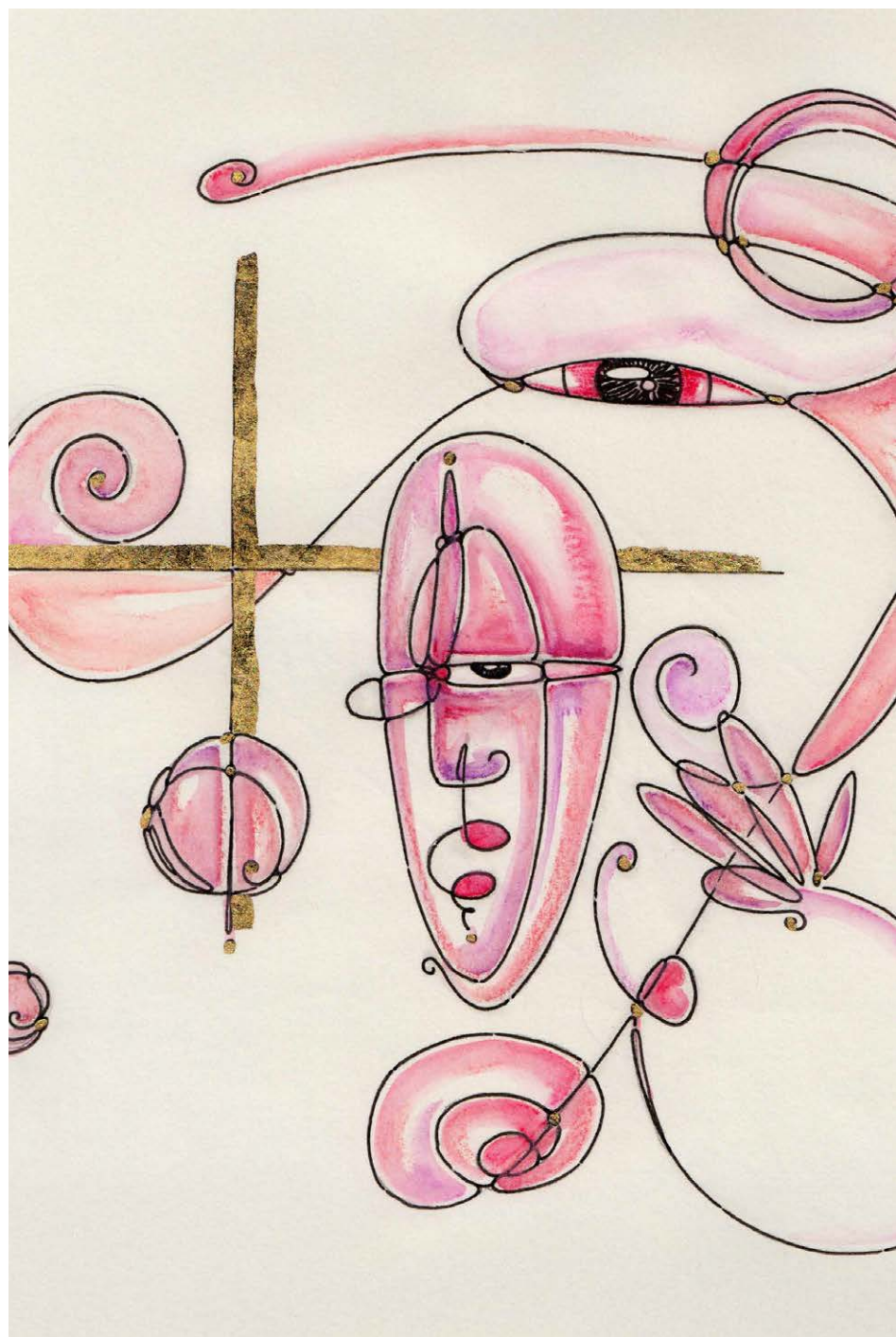
Der schwerelose Raum um mich wächst weiter, dehnt sich aus, scheint endlos – und da, vor mir, erhebt sich wie aus dem Nichts eine fahle Lichtquelle. Als hätte jemand den Schalter betätigt, um mir Orientierung zu schenken, wird ein goldenes Fensterkreuz sichtbar – ein stiller Wächter, der über das Nichts wacht. Aus ihm erstrahlen Sonne und Mond zugleich, getrennt durch die goldenen Streben, und das Schaubild wirkt wie ein ferner Traum, als wäre es Teil einer anderen Dimension, jenseits von Zeit und Form.

Doch ich fühle, dass dieser Raum mehr ist als nur ein Ort. Er ist eine Dimension in mir selbst – eine unendliche Weite, die im tiefsten Schwarz ihre wahre Schönheit offenbart. Hier, wo Worte versagen und nur das Gefühl bleibt, erkenne ich, dass diese Dimension nicht um mich ist – sie ist in mir.

Durch das beinahe heroische Bild des goldenen Kreuzes erkenne ich, wie sich der Raum dahinter für mich teilt. Mit dem Betrachten steigt ein Gefühl alter Erinnerung auf – wie ein Duft aus vergangenen Zeiten, der mich in ein vergessenes Bild taucht.

Ich spüre, dass ich weit mehr bin als die Grenzen meiner physischen Existenz – ein Wesen, das einst Licht und Schatten in sich vereinte und sich nach der Wiederkehr dieser Einheit sehnt. Ja, es ist Sehnsucht – das goldene Kreuz abzuhängen, die Begrenzung fallen zu lassen, den Raum dahinter zu öffnen, grenzenlos zu werden und Licht und Dunkelheit gleichermaßen zu umarmen.

Auch wenn es paradox erscheint, Sonne und Mond nebeneinander stehen zu sehen, so fühle ich doch, dass gerade darin die Wahrheit wohnt – die Erinnerung an den Moment, in dem alles eins war.



Urkräfte

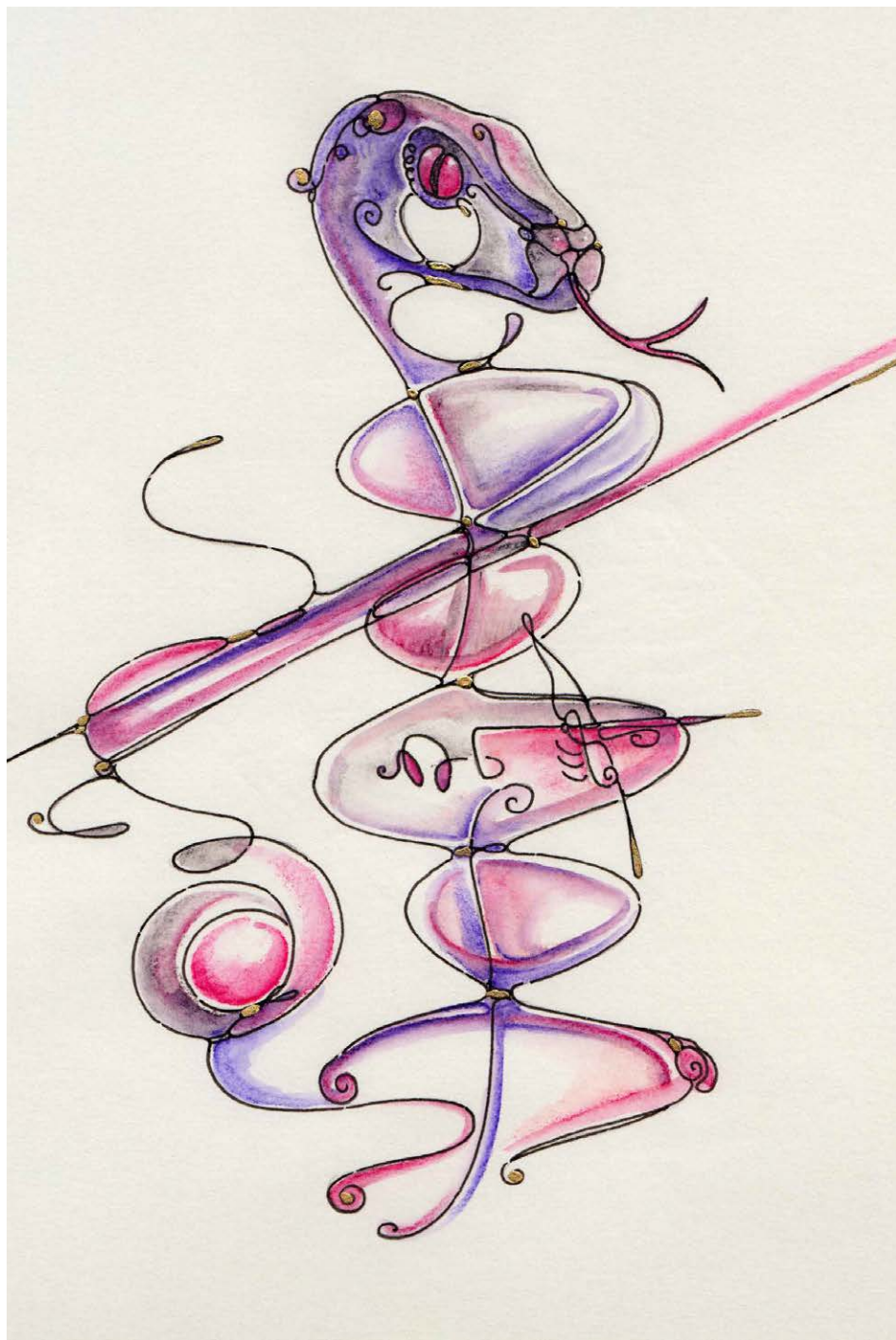
Da erfasst mich eine mächtige Präsenz aus der Tiefe. Ein leises Zischen, ein sanftes Schlängeln breitet sich in mir aus. Eine große, schwarze Schlange steigt durch meinen Körper empor. Ohne hinzusehen, spüre ich, wie sie eindringt – durch meine Füße, hinaufkriechend. Ihr majestätischer Körper wogt nach oben, und ehrfurchtsvoll neige ich mein Haupt, um dem Schauspiel meine Achtsamkeit zu schenken.

Angst – und die sollte ich eigentlich haben – fühlt sich hier fehl am Platz an. Respekt und Frieden sind meine Geschenke, die ich ihr darbringe. Die Energie, die sie ausstrahlt, steigt hinauf bis in meinen Kopf und hüllt mich in einen dichten Nebel.

Langsam spüre ich den Druck, den sie von innen heraus auf mich ausübt, als wäre mein Kopf zu klein, um das volle Ausmaß ihrer Präsenz zu fassen. Ein stechender Schmerz durchfährt mein Gehirn, und ich stoße an die Grenze meines menschlichen Verstandes. Ich versuche, dieses Erlebnis in Demut und Achtsamkeit geschehen zu lassen. Die Energie ist unermesslich, überwältigend, und der Druck scheint sich gegen mich zu stemmen. Langsam wird mir unbehaglich, und in mir keimen die ersten Gefühle von Angst auf.

Die Schlange windet sich in meinem Inneren, sucht unruhig nach einem Platz und verursacht immer stärker werdende Qualen, die mich gefangen nehmen. Jede ihrer Bewegungen streut zusätzlich Angst und Schmerz in mich hinein, und wir beide scheinen in unserer Begrenzung gefangen. Die Situation kippt. Aus dem anfänglichen Vertrauen zu dieser mystischen Erscheinung schleicht sich Zweifel ein, und ich ziehe mich immer mehr zusammen.

Da bricht es mit schmerzverzerrter Stimme aus mir heraus:
„Wo willst du hin?“



Ein leises Zischen antwortet: „Gib mir Raum. Gib mir mehr Raum.“

„Aber wie?“, stöhne ich unter weiteren Schmerzen, denn jeder Raum in mir steht gefühlt unter Spannung.

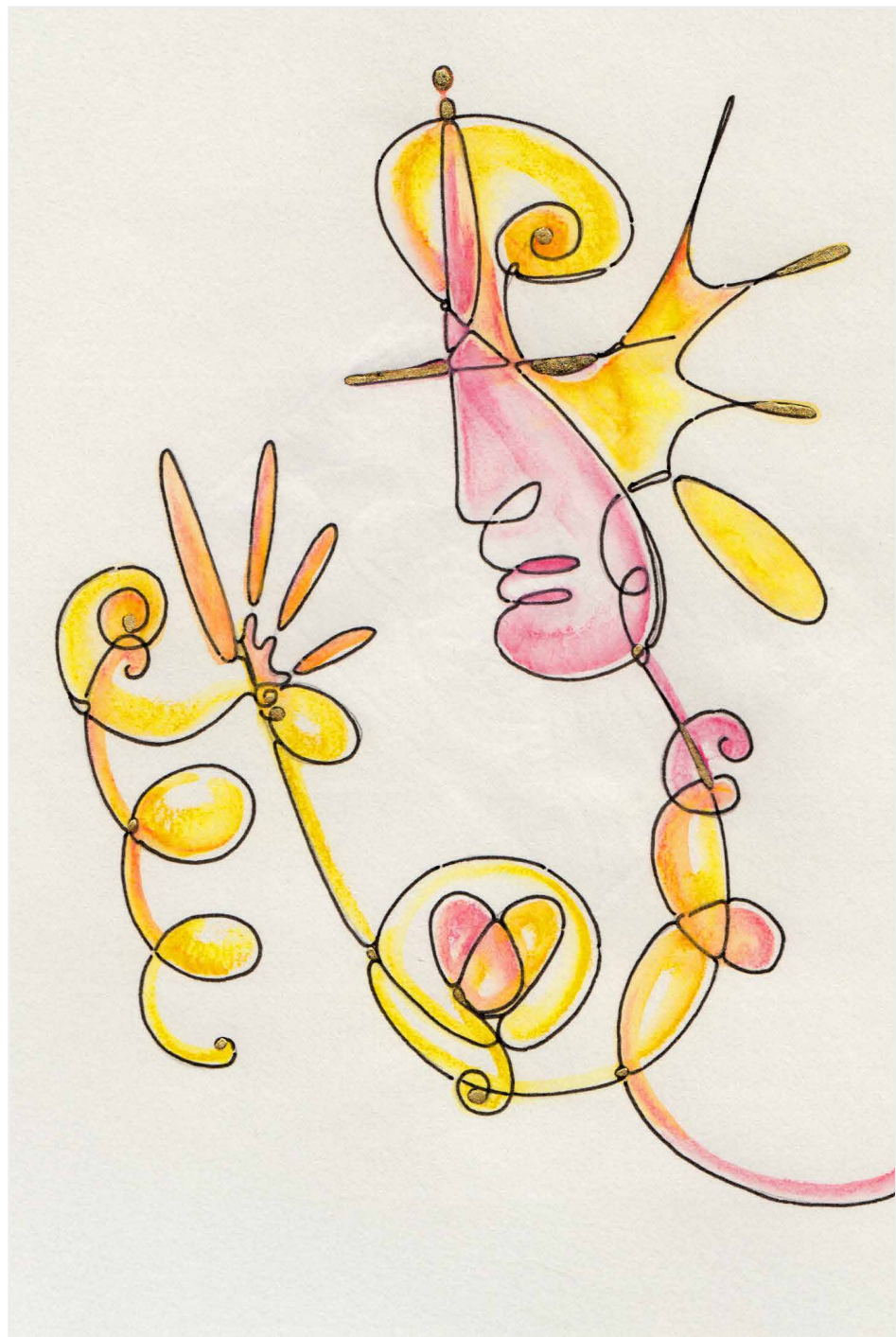
Die Schlange erhöht ihre Präsenz – und mit ihr den Druck auf mein Inneres –, als wolle sie mich wie eine alte Haut abstreifen und zurücklassen. „Hier ist alles möglich. Du beschränkst dein Sein durch deinen Verstand. Ich spüre in dir ein immenses Potenzial“, zischt sie. „Du hast viel Dunkles in dich aufgenommen. Dein Karma, die Last deiner Verfehlungen, ist tief in deinem System verankert – etwas, das ich bei keinem anderen Wesen in diesem Ausmaß gespürt habe. Du trägst den Fluch des Vergessens. Lass mich in diesen verschlossenen Teil deines Herzens eintreten.“

Plötzlich durchschneidet ein brennender Schmerz meine Brust. Da meldet sich mein Herz zu Wort – klar und unbeugsam: „Nein. Wir werden diesen Raum nicht freigeben. Diese schwarze Leere soll versiegelt bleiben – dort, wo die größte Angst und der tiefste Schmerz in Dunkelheit verharren. Niemand soll jemals mehr darunter leiden.“

Das Stechen im Kopf wird stärker, und mein Herz fährt fort: „Wir haben die Last aller Flüche auf uns genommen. Das ist unser Karma. Es muss und soll so bleiben.“

Bilder steigen auf – aus vergangenen Tagen, vielleicht auch Leben: Angst, Trauer, Verzweiflung – Erinnerungen aus einem unerträglichen, unbewussten Feld. Um all das zu halten, versiegelte mein Herz den Wahnsinn und gebar hinter seinen Mauern einen schwarzen Teil seiner Kammern.

Mit dem Gefühl kommt Erkenntnis: Darum geht es also – die Schlange sucht Raum in der Dunkelheit. Doch solange wir ihn nicht freigeben, bin ich dem Schmerz ausgeliefert. Und zugleich führt kein Weg mehr zurück. „Wie soll ich diesen Schmerz ertragen?“, flehe ich. „Lass uns die Kammern öffnen – bin ich nicht hier, um genau das zu befreien, um Raum für Liebe zu schaffen?“



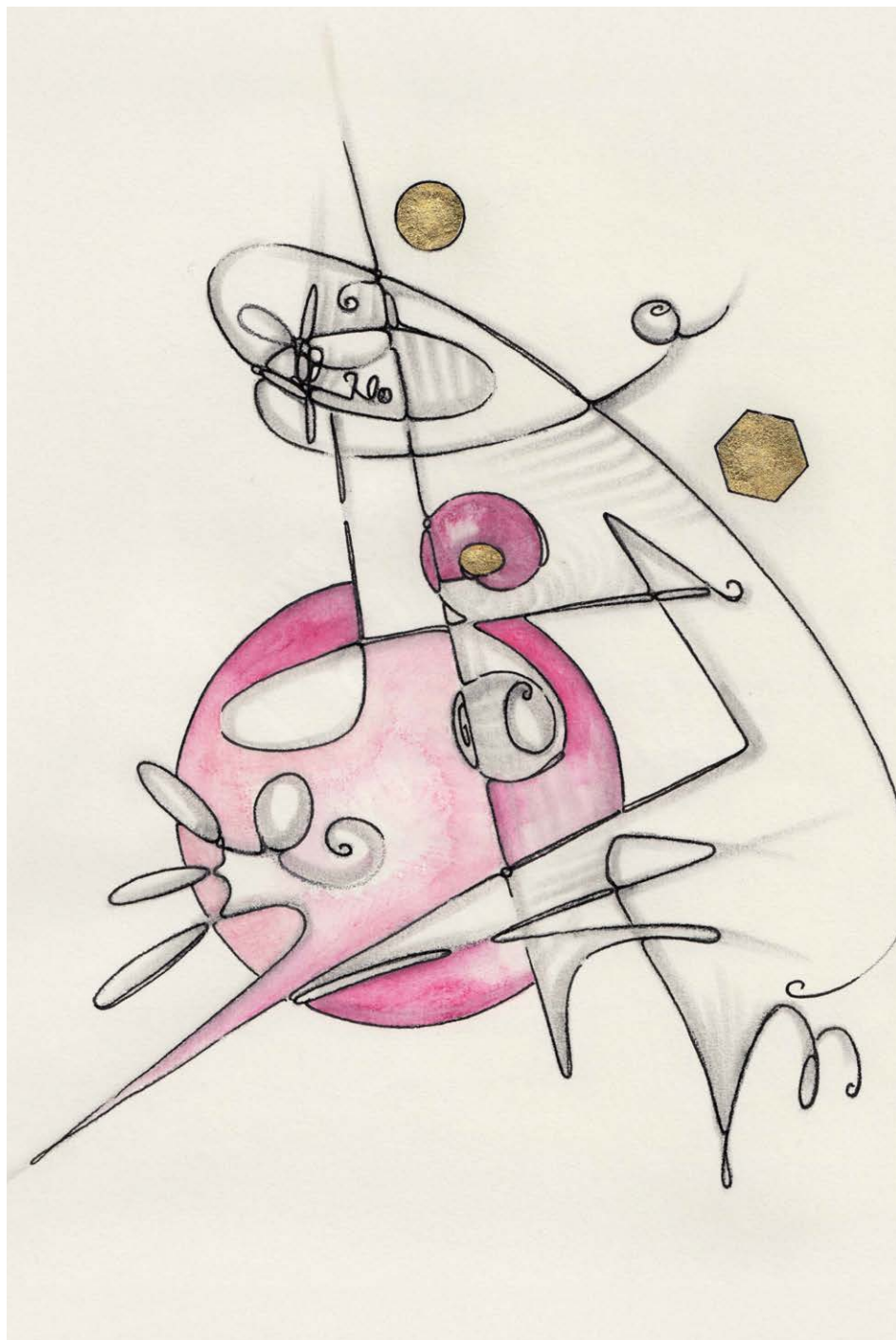
Die Enge wird unerträglich. Ich fühle mich wie in einem Glaszylinder, der mich zerquetschen will. „Wer soll mich hier herausholen, wenn nicht du, mein Herz?“, rufe ich verzweifelt.

Da zischt die Schlange: „Es ist nicht dein Herz, das verschlossen ist, sondern du selbst. Öffne dich – und dein Herz wird dir folgen. Die Kraft, die du in dir trägst, mag dunkel erscheinen, doch auch sie ist nur Energie, die sich nach Licht und Liebe sehnt.“

Jetzt verstehe ich gar nichts mehr: ein Angstgegner in mir, ein Herz unter Verschluss, ein Verstand, der mir unerträgliche Schmerzen bereitet. „Was noch?“, schreie ich in die Schwärze. Ich strecke alle vier Gliedmaßen von mir, bereit, von den Kräften der Schlange von innen herausgerissen zu werden.

Bereit, endgültig zu gehen, schreie ich:

„So nehmt mich – hier und jetzt – mit all meiner Liebe!“



Königin der Schatten

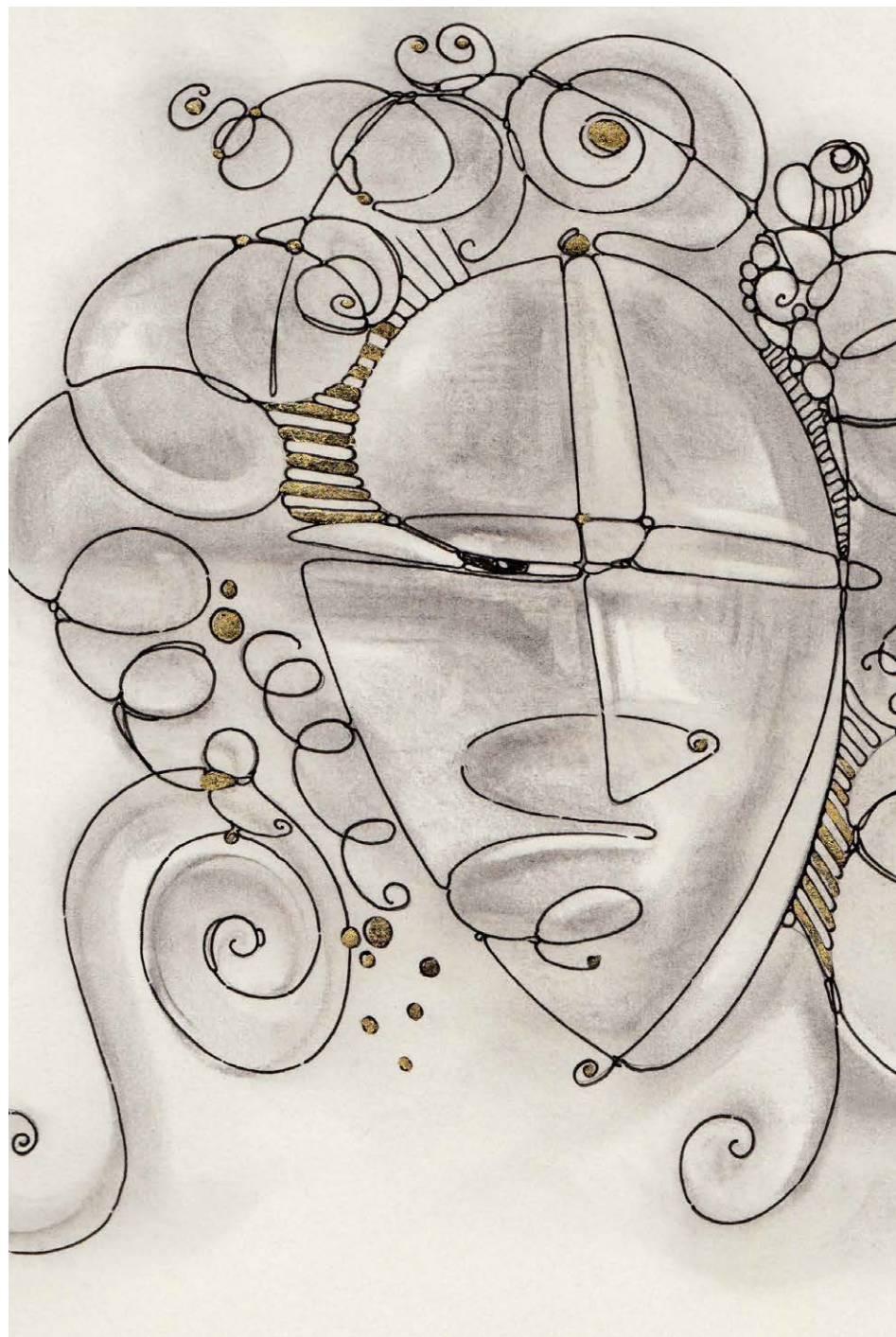
Kaum sind meine Worte verhallt, beginnt sich die Schlange durch mich hindurch – vor meinen Augen – zu wandeln. Aus den tiefsten Schichten meines Selbst wächst ein Wesen empor. Schwarzer Dampf entweicht wie aus einem Kessel, dessen Ventil sich vor meiner Brust geöffnet hat. Eine unsichtbare Kraft drückt mich nach hinten, verdrängt mich aus meiner eigenen Existenz. Vor mir formt sich eine Gestalt, so überwältigend, dass mir der Atem stockt.

Aus dem schwarzen Nebel erhebt sich ein Haupt, geschmückt mit Gold und feinsten Ornamenten. Dann zeichnen sich Hals und Rücken ab – bedeckt von schwarzer, ledriger Haut, durchzogen von Adern und hervortretenden Knochen. Ihre Erscheinung ist in ständiger Bewegung: Formen treten hervor, Gestalten lösen sich, verschmelzen wieder mit ihr – als wären ganze Welten in ihrem Körper verborgen.

Eine Frau schwebt vor mir, wie aus einem düsteren Kunstwerk geschnitten – majestätisch und furchteinflößend zugleich. Ihr Körper wirkt menschlich und doch wie aus Schatten geformt, in unaufhörlichem Fluss. Ein vibrierendes Pulsieren durchzieht meinen Leib; mein Wesen gerät in Resonanz mit ihrer Macht. Vor mir steht niemand Geringeres als Lilithra, Königin der Schattenwelt. Ihre Schönheit ist finster, ihre Macht erhaben – ein Abbild all dessen, was ich fürchte und zugleich verehere.

In ihrer ganzen Entfaltung schwebt sie um mich, vor mir, in mir. Starr vor Angst – oder ist es Faszination? – rühre ich mich kaum. Mein Schmerz ist vorüber, von einer Naturgewalt zur nächsten getrieben. Mit ihrem Kopf streift sie gefühlt an meinem Ohr vorbei, ihre Hände gleiten über meine Brust hinauf zu meinem Hals. Ist sie gekommen, um mich zu holen?

Dann kommt sie vor mir zur Ruhe. Ohne ein Wort greift sie mit sanfter Bestimmtheit durch meinen Brustkorb hindurch. Mit langen, knöchernen Fingern zieht sie mein Herz hervor, hält es behutsam, als wäre es eine



zerbrechliche Frucht. Neugierig und zugleich zärtlich öffnet sie es – und sofort bricht aus seinem Inneren ein Strom funkelnder Energie hervor.

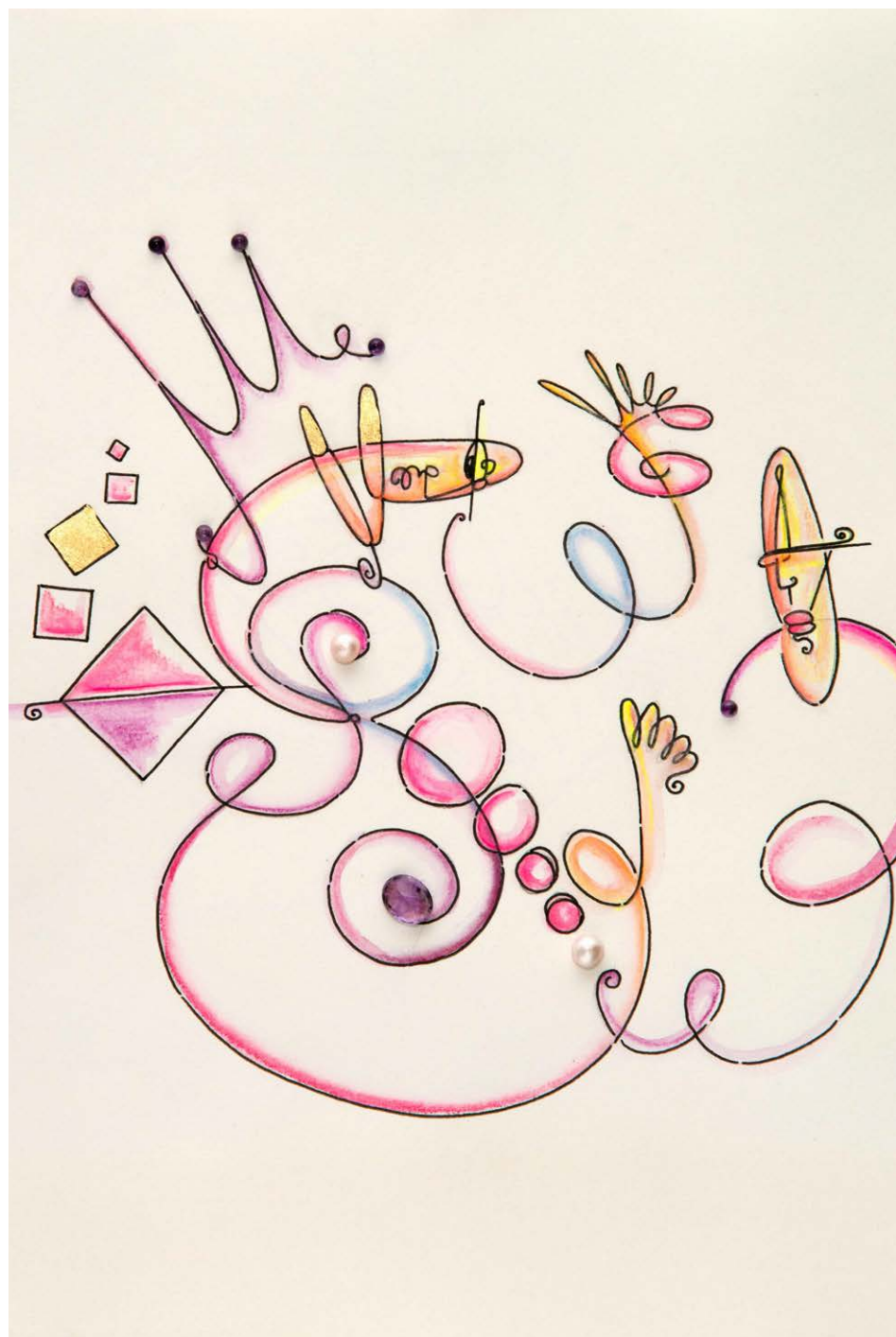
Feine Wirbel entspringen meinem Herzen. Was von dem erhabenen Wesen geöffnet wurde, entfaltet sich nun wie eine Spieluhr, die ihr Innerstes preisgibt. Die Melodie des Herzens schwingt empor – nach oben hell und leuchtend, nach unten schwarz und glitzernd –, beide Strudel bewegt von einer unsichtbaren Kraft. Die Wirbel werden stärker, wie Wasser, das in eine Tiefe gezogen wird. Helle Energie fließt von oben herab, dunkler Wirbel steigt von unten auf. Und im Zentrum, dort, wo sich beide Ströme begegnen, entsteht ein Nullpunkt – auf der Höhe meiner geöffneten Herzkammern –, ein Ort vollkommener Stille, an dem sich alles auflöst.

Nach und nach verdichten sich die Strudel zu zwei Kugeln, die in vollkommener Balance zueinander stehen. Wie eine liegende Acht, das Symbol der Unendlichkeit, fließen die Energien aus meinem Herzen hinaus und wieder in es zurück – hell und dunkel, in einem ewigen Kreislauf, in dem Anfang und Ende ihre Bedeutung verlieren. Alles wird zu einem unaufhörlichen Austausch.

Lilithra steht neben mir, beobachtet das Schauspiel mit stiller Aufmerksamkeit, als blicke sie in ein Orakel, das die Geheimnisse der Zukunft offenbart. In der dunklen Kugel formen sich Schattenwesen – Fratzen, verzerrte Gestalten der Furcht –, in der hellen erscheinen lichte Wesen, strahlend vor Sanftmut und Klarheit. Für einen Moment scheint es, als atme das Universum selbst durch diese beiden Sphären.

Leise murmelt Lilithra: „Ein Gratwanderer also – ein Reisender zwischen den Welten.“ Sie tritt näher, so nah, dass ihr Atem meine Haut streift, und ein Schauer durchfährt mich. Ich blicke tief in ihre schwarzen, funkelnden Augen. Der Geruch feuchter Erde umhüllt meine Sinne.

Mit meinem Herzen in ihren Händen spricht sie ohne Worte. Ihr Blick erzählt von jenen, die die Reinheit in sich tragen – das Licht des Herzens zu führen, ohne Schatten, ohne Dunkelheit.



Doch auch von jenen, deren Herz schwarz und glühend ist – Träger bedingungsloser Liebe, die sich verzehren, verlieren im unendlichen Geben, bis sie vergessen, wer sie sind, vergessen die Quelle ihrer Kraft.

Und ebenso von den Trägern des weißen Herzens: Erfüllt von Selbstliebe schreiten sie durch die Ebenen des Daseins, doch ihr Licht blendet sie, und sie übersehen die Schatten, die das Gleichgewicht wahren.

„So, Gratwanderer“, flüstert sie – ihre Stimme ein Strom aus Tiefe und Erinnerung –, „David, Verheißungsvoller, vielleicht ein Auserwählter, das lichte Herz des Königs nach Utopia zurückzuführen. Du scheinst eine große Aufgabe in dir zu tragen.“

„Und diese Aufgabe wird dich brechen“, höre ich sie sagen, „bis in alle Splitter deines Seins. Erst wenn du jeden Splitter erfahren, gefühlt, erkannt, im Ursprung gehalten hast –, wirst du bereit sein, an der letzten Tür zu klopfen.“

Sie zieht sich ein Stück zurück, und ihre ganze Gestalt umhüllt eine finstere Faszination – eine Anziehung für jenen Teil in uns, den jeder trägt, doch kaum einer zu halten vermag. Ihre Bewegungen wirken wie ein Tanz unter Wasser – fließend, sanft und doch von einer majestätischen Würde durchdrungen –, als folgten sie einer Melodie, die nur sie vernimmt.

Ihre Augen verdunkeln sich, und in ihnen erwacht etwas Eindringliches: „Es gab schon andere wie dich, die das Potenzial in sich trugen, das Hellste des Lichts und das Tiefste der Finsternis zu vereinen. Ein Mythos, älter als die Sterne, erzählt, dass alles, was einst getrennt wurde, eines Tages wieder zusammenfinden wird. Doch niemand hat je gewagt, diese übermächtige Aufgabe zu vollenden.“

Ein geheimnisvolles Lächeln huscht über ihr Gesicht. „Du machst mich neugierig. Wir werden sehen, wohin dein Weg dich führt.“ Mit äußerster Behutsamkeit schließt sie mein Herz, als hielte sie etwas, das nicht nur mir, sondern auch ihr von Nutzen sein könnte. Dann streicht sie mir über die Stirn – und zurück bleibt eine Markierung zwischen meinen Augen. Ich sehe sie nicht, doch ich spüre sie. War es ein Geschenk? Oder ein Fluch?



„Merke dir eines, Gratwanderer“, haucht sie, „wenn sich unsere Wege erneut kreuzen, wird es nicht mehr genügen, mir nur dein Herz zu öffnen.“

Daraufhin beginnt sich ihre Gestalt zu verdichten, bis sie sich in schwarzem Nebel auflöst. Zurück bleibt mein pochendes Herz.

Behutsam forme ich mit meinen Händen eine Schale unter ihm, das noch immer vor mir schwebt, und betrachte es. Je länger ich es ansehe, desto mehr erkenne ich seine Schönheit. Noch nie durfte ich mein Herz so betrachten, so erleben, so begreifen. Es hat mit mir gesprochen, mich verteidigt, mich gerettet. Seit dem ersten Atemzug schlägt es, um mich zu tragen, um mich zu erinnern. Es schenkt mir Liebe und Schmerz zugleich – und in diesem Gleichklang ruht seine Wahrheit.

Ich sehe, wie es leuchtet – in seiner atemberaubenden Gestalt. Die helle Seite wie aus Licht gegossen, daneben die dunklen Fragmente, die Hügel, die Linien, die in sich die Geschichte meines Daseins tragen. Es pulsiert kräftig und gleichmäßig, und sein Rhythmus beruhigt mich.

Ich spüre den Wunsch, es zurückzuführen – zurück in meine Brust, dorthin, wo es hingehört: zu mir, in mein Innerstes hinein. Alles geschieht aus dem Gefühl heraus, aus einer Intuition, die tiefer weiß als mein Verstand. Ich halte dieses Herz, mein Herz, und spüre: Es ist das Zentrum, um das sich alles dreht – in mir und durch mich hindurch.

Da sehe ich es wieder: das goldene Fensterkreuz vor mir. Die teilenden Streben, die Sonne vom Mond trennen – und doch verbinden sie sich in einem Atemzug. Ich erkenne: Es ist ein Herz – Licht und Schatten in einem Guss, eine Einswerdung in mir.

Diese Liebe, die durch mich fließt, ist das göttliche Bindeglied – jene stille Kraft, die das Universum bewegt. Mein Herz pulsiert im Einklang mit ihr – Ursprung aller Dinge, lebendig, weit, unermesslich. In diesem Moment spüre ich die Vollkommenheit des Ortes. Liebe und Geborgenheit hüllen mich ein. Und ich, im Zentrum dieses Stromes, bin nichts weiter als ein Kanal, durch den diese Energie fließen darf.



In ihrer Präsenz erwacht eine uralte Erinnerung in mir: das goldene Kreuz – Symbol der selbst auferlegten Trennung, der Teilung der Dinge, der Elemente, der Liebe selbst. Auch in meiner Herzkammer spüre ich diese Spaltung, jenen feinen Kanal, der die Energien lenkt. Doch was wäre, wenn diese Trennung fiele? Wenn das, was dahinterliegt, nicht mehr in Teile zerfällt, sondern als Ganzes erstrahlt?

XVII

Morgenröte

Mit diesem berausenden Gefühl – der Liebe im grenzenlosen Fluss – hebt es mich langsam an. Die Blase um mich bildet den Raum, der mich wieder an die Oberfläche des Moores trägt. Langsam löst sich der Druck, und eine Leichtigkeit breitet sich in mir aus. Ich kann nicht genau sagen, was gerade geschehen ist, doch etwas hat sich in mir bewegt. Mit dem Auftauchen aus der Tiefe schwindet auch ein Stück Selbstbegrenzung.

Nun durfte ich Lilithra, der Königin der Schatten, begegnen. Demütig und dankbar für diese Begegnung wird mir klar: Wie auch immer sich mein Weg gestaltet und ob ich mein Ziel erreiche – der verlorene König ist in ihrer Welt. Ist sie also so etwas wie mein Endgegner? Schnell löse ich mich von dem Gedanken, denn ich bin noch immer in ihrem Reich. Und so, wie unsere Begegnung verlaufen ist, habe ich ihr rein gar nichts entgegenzusetzen.

Schon taucht meine Schutzhülle – mein Schutzzei, meine Tauchglocke – auf und schwebt wie von Geisterhand über dem undurchdringlichen Grund. Yes, wieder einen Schritt weiter – oder, wie ich mich gerade noch entsinne, ein Level weiter. Ich schmunzle: Wie viele Leben bleiben mir wohl noch bis zum letzten Level?



Eines ist klar: Ich schwinge von Zyklus zu Zyklus, von Prüfung zu Prüfung, Level um Level – bis ich das Spiel beende und meine duale Form übersteige. Doch jetzt feiere ich erst einmal mein nächstes Level.

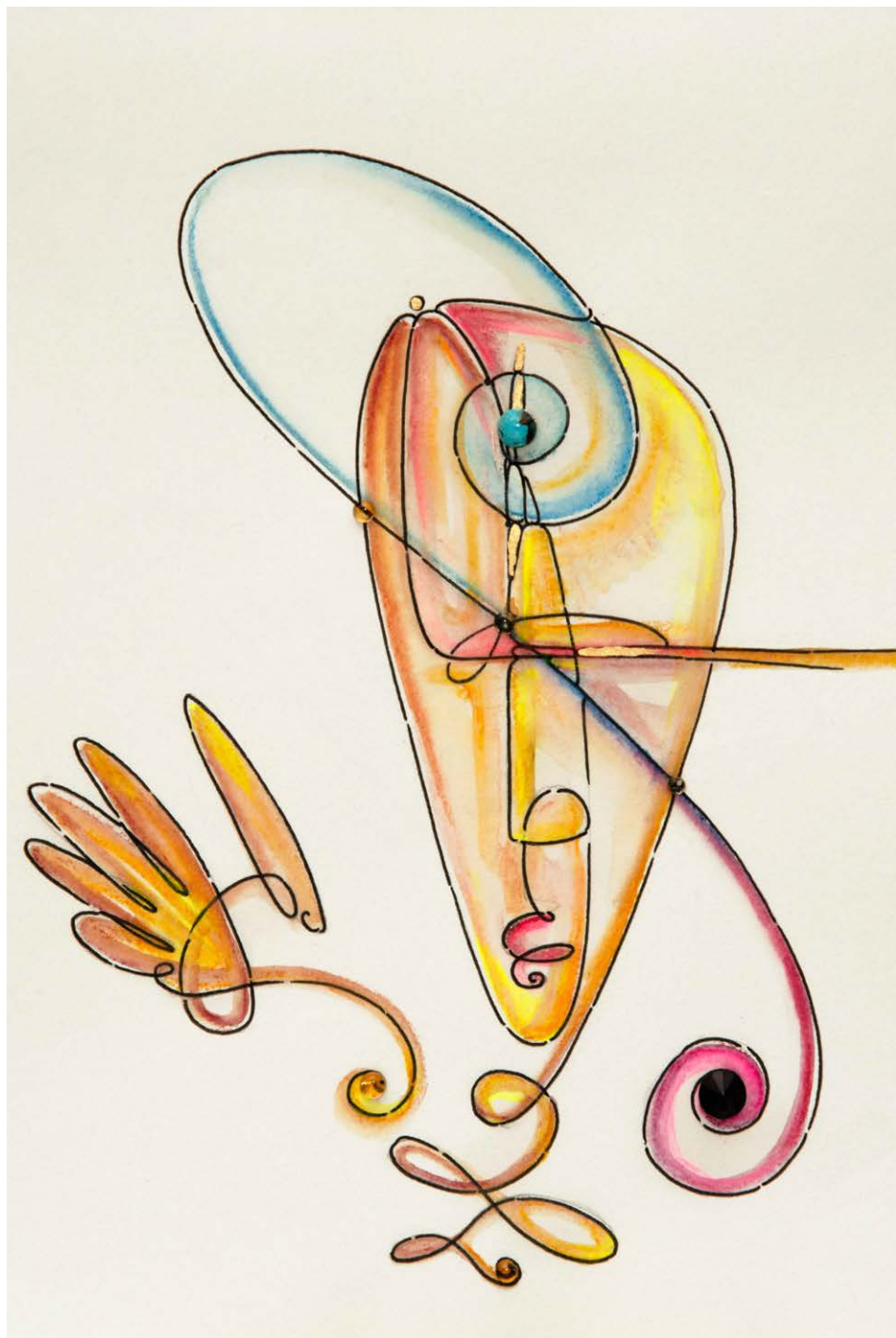
Ich lehne mich in meiner Blase zurück und fühle nach. Nach jeder dunklen Nacht kehrt die Morgenröte zurück, und was bleibt, ist das Empfinden beider Welten – die Gewissheit, in beiden Teilen eine Heimat zu tragen. Jede Nacht gebiert einen Morgen, jeder Schatten trägt den Keim des Lichts.

Mein Schutzraum wird langsamer und setzt mich sanft ab. Fester Boden unter meinen Füßen. Ich blicke demütig zurück und erkenne das Wesen dieses Ortes: Das Moor ist ein Tor, das den Wanderer prüft. Hier entscheidet sich, ob mein Herz bereit ist, die Schatten zu durchschreiten. Das Herz lüftet den ersten Schleier des Vergessens – den Schleier über meine wahre Größe.

Der Nebel entweicht – innen wie außen – und ich stehe auf einer weiten Wiese, einem offenen Feld, das sich bis zum Horizont erstreckt. Dort zeichnet sich ein schmaler grüner Streifen ab: der Wald – meine nächste Etappe, mein kommendes Abenteuer.

Ich schreite über das Gras, spüre die Freiheit in mir und das stille Wissen, bis an den tiefsten Grund meiner Schatten gelangt zu sein.

So begreife ich, dass Annahme mehr ist als Verstand. Sie ist Gefühl, Bewegung, ein Loslassen, das zugleich ein Bereitsein bedeutet – ein inneres Aufrichten für die nächste Stufe. Annahme ist kein Stillstand, sondern ein Fließen, das mich weiterführt. In ihr vereint sich mein ganzes System aus Empfindungen, Erinnerungen, Wünschen und Träumen – und vielleicht auch der Seelenplan, der mir einst auferlegt wurde und den ich nun nicht mehr als Bürde, sondern als Einladung begreife: die Chance, mich selbst in immer größerer Tiefe zu erfahren.



Der Seelenwald

Mit dieser neuen Sensibilität schreite ich auf den grünen Streifen in der Ferne zu – hinaus aus dem Nebel, hinaus aus den Schatten. Und während ich über die Wiese schreite, die in hellem Glanz erblüht, spüre ich, wie sich ein Licht in mir entzündet. Vielleicht erwacht es aus dem Boden unter meinen Füßen, vielleicht steigt es aus meinem Herzen auf – es spielt keine Rolle. Es ist da, warm, lebendig, vertraut. Ein Licht, das ich so lange nicht mehr gespürt habe. Und als ich auf längst vergangene Tage zurückblicke, erinnere ich mich an Zeiten, in denen meine Welt noch leuchtete – in der Kindheit, in den ersten Jahren der Jugend, als alles weit und möglich erschien. Dann wurde es langsam grau, einfarbig, still. Doch nun, in diesem Augenblick, kehrt das Leuchten zurück, und allein dieses Spüren erfüllt mich mit tiefer Freude.

Voller Tatendrang gehe ich voran, getragen von der Klarheit meines Zieles und dem Stolz, meinen eigenen Weg zu gehen. Hoffnung pulsiert in mir – ein leiser, stetiger Strom, der mich stärkt. Die Kraft, die alle in mir vermuten, erwacht nun mit jedem Schritt in meinem Bewusstsein. Vor mir wächst der grüne Streifen, dehnt sich aus, verwandelt sich in einen Wall – in eine lebendige Mauer aus uralten Bäumen, Moosen und Farnen. Ein Gefühl von Kleinheit regt sich in mir, doch ich mache es zu meinem Begleiter. In dieser Demut spüre ich das Wachsen – ein inneres Aufrichten, leise, aber kraftvoll.

Vor der grünen Wand angekommen, bleibe ich stehen. Kein Weg ist zu erkennen, kein Zeichen weist mir die Richtung. Das grüne Naturschauspiel schweigt, als prüfe es mich. Und ich spüre, dass dies kein gewöhnlicher Ort ist, sondern ein lebendiger Übergang – zwischen dem Punkt, an dem ich stehe, und meinem nächsten Abenteuer. Nach einer Weile des Auf- und Abgehens halte ich inne, schärfe meine Sinne, die immer klarer wirken. Vielleicht liegt der Weg nicht offen vor mir, sondern will gefühlt – nicht gefunden – werden. So stehe ich vor einem mächtigen Stamm, betrachte die Struktur seiner Rinde, folge mit den Augen den Linien hinauf zu den Ästen, zu den Blättern, die wie stille Wächter aneinanderlehnen und ein dichtes Dach bilden.



In mir wächst die Frage, ob ich vielleicht weiterkomme, wenn ich um Einlass bitte – so wie bei Alibaba und den vierzig Räubern, in deren Geschichte sich die Höhle nach einem Zauberspruch öffnet. Probieren kann man es ja mal, denke ich mir. Mit einem verschmitzten Lächeln trete ich näher, lege die Hand auf das raue Holz und spreche leise: „Wie finde ich den Weg durch euch hindurch, wenn eure Brüder und Schwestern mir den Eingang verwehren?“ Ein wenig irritiert von der Klarheit der Frage, die wie von selbst aus mir aufsteigt, stehe ich erwartungsvoll vor dem beeindruckenden Baum.

Ein Atemzug vergeht, dann rauscht ein Windstoß durch die Kronen. Ein lebendiges Raunen hebt an – ein Rascheln, ein Flüstern, wie das Lachen uralter Stimmen. Das Klatschen der Blätter klingt wie eine Antwort, und für einen Moment glaube ich, sie haben mich verstanden.

Da geschieht es: Ein Schimmer dringt durch das Dickicht, zuerst schwach, dann heller. Das Gestrüpp teilt sich, und der Wald öffnet sein Schutzschild. Langsam, achtsam trete ich hindurch – und mit einem Mal ist alles anders. Die Luft wird feucht, das Licht gedämpft, der Boden weich unter meinen Füßen. Ein Duft von Pilzen, Moos und Regen steigt auf. Es ist, als wäre ich eingetreten in eine andere Welt. Hinter mir schließt sich die Öffnung.

Ich richte mich auf und beschließe, einfach immer geradeaus zu gehen – denn welcher Weg ist schon kürzer als gerade hindurch? Mit diesem Entschluss gehe ich los – langsam, doch bestimmt. Je tiefer ich vordringe, desto lebendiger wird der Wald um mich herum. Das gedämpfte Licht lässt meine Sinne feinfühlig werden: das Knacken der Äste, das Wispern der Blätter, das feine Murmeln der Erde unter meinen Füßen – alles in einer für mich noch nie dagewesenen Empfindung.

Der Wald – ein Abbild von Märchen und Mysterien, von Schurken und zauberhaften Wesen. Was diese Umgebung mir wohl lehren will? Mein Plan, immer geradeaus zu gehen, wird zäh. Denn dort, wo kein Weg ist, wird auch das Gehen mühsam und kräftezehrend. In mir zieht das Gefühl von Augen zu und durch immer größere Kreise. Zurückblicken will ich nicht, denn schon zu lange gehe ich stur geradeaus.



Noch will ich mich nicht in der Angst verlieren, in diesem gigantischen Wald verlaufen zu haben. Aber warum sich verlaufen – mein einziger Plan ist es, diesen Wald zu durchqueren, wieso und warum auch immer.

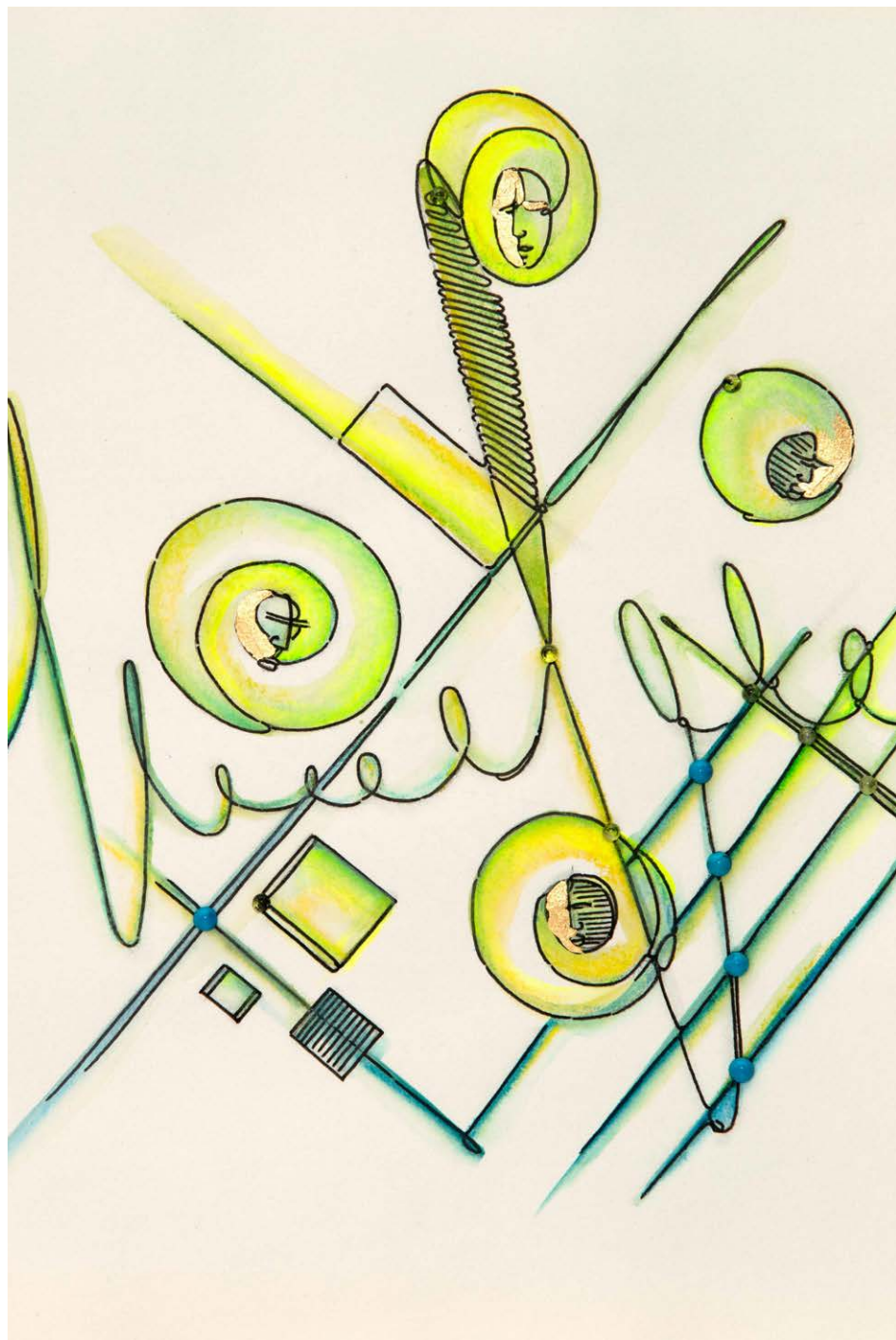
Mit der Zeit kommt in mir ein leises Zweifeln auf. War ich zu leichtfertig hereingetreten? Vielleicht zu sorglos, immer nur der Nase nach? Ein gefundenes Fressen für meinen Verstand, der sich in jede Frage, die ich mir stelle, einmischt und mir im Stillen zuflüstert. Doch bevor meine Stimmung kippt, bleibe ich stehen und atme tief durch. Ja – hier, wo ich stehe, stehe ich nur, weil ich schon so vieles hinter mir gelassen habe. Also wird auch dieser Abschnitt nur ein vorübergehendes Erlebnis sein. Ich folge weiter meinem selbstgestrickten Plan: geradeaus – und ja, einfach durch.

XIX

Wegbereiter

Bald spüre ich, dass mich etwas oder jemand verfolgt – unsichtbar noch, doch fühlbar wie ein Atem im Nacken. Mal raschelt es dort, mal flattert es hier, und immer wieder bleibe ich stehen, um mich umzusehen. Doch was ich sehe, ist nur Wald – so dicht, dass ich die Bäume kaum voneinander unterscheiden kann. Wieder werden meine Gedanken lauter, und ich frage mich, ob ich je wieder hinausfinden werde – und ob es überhaupt ein Ziel gibt, außer diesem Gang durch das Unbekannte.

Dann ist da wieder dieses Geräusch. Ein leises Knacken. Ein Flügelschlag. Ich folge ihm mit den Augen – und da leuchten mir zwei winzige Punkte im Unterholz entgegen: Augen, klein wie Stecknadeln, die mich vorsichtig mustern, bevor sie zurückweichen. Im nächsten Moment flattert es erneut, und auf einem alten Baumstumpf vor mir lässt sich ein kleiner Vogel nieder.



Winzig, kaum größer als mein kleiner Finger, doch mit einer Haltung, die äußerst selbstbewusst wirkt. Er sträubt sein Gefieder, schüttelt es glänzend aus, hebt den Kopf ein wenig höher, drückt seine Brust hervor und spricht mit einer Stimme, die überraschend kräftig und voller Stolz klingt:

„Ich bin Magnus, der Zaunkönig. Und glaube ja nicht, dass meine Größe dich täuschen soll. In mir schlägt ein Herz – weit und weit –, so groß wie das eines Königs, der sein Land liebt.“

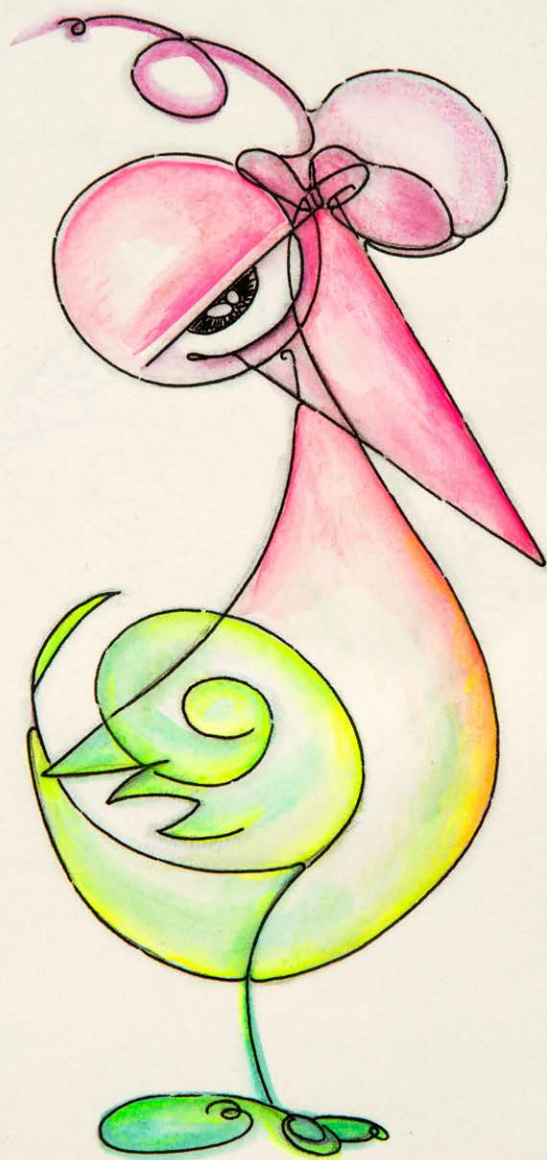
„Sei begrüßt, Magnus“, sage ich leise. „Es freut mich, dich hier zu sehen. Doch sag – warum folgst du mir?“

Der kleine Vogel hüpfte näher, legt den Kopf schräg und zwitschert mit einem Anflug von Schalk: „Na ja ... du wirkst ein wenig verloren hier unten. Du hast ja keine Flügel und stapfst so schwerfällig über Gestrüpp und Äste. Vielleicht kann ich dir helfen – ein Stück weit. Begleiten, das kann ich gut.“

Er bläht sein winziges Gefieder, als wolle er sich größer machen, und fügt dann fast feierlich hinzu: „Ich wusste, dass du kommen würdest. Die Botschaft hat mich längst erreicht: Ein Fremder sollte bald den Seelenwald betreten – einer, der sich daranmacht, den König des Lichtes aus der Dunkelheit zu holen. Ja, ich weiß, wer du bist.“

Ich nicke, atme tief und lasse die Worte in mich sinken. „Ach so ...“, murmele ich, während eine sanfte Wärme durch mich strömt. „Ehrlich gesagt bin ich froh, dass du mich gefunden hast – und dass du so offen mit mir sprichst. Ich könnte jetzt gut einen Freund gebrauchen. Das, was ich hinter mir habe, sitzt mir noch tief in den Knochen. Und auch wenn der Wald so geheimnisvoll leuchtet, komme ich nicht recht bei ihm an. Alles scheint mir im Weg zu stehen, jeder Schritt ist schwer.“

Magnus flattert auf, landet erneut vor meinen Füßen, reckt den Hals und spricht mit heller Zuversicht: „Dann lass mich dein Gefährte sein – ein kleiner Freund für einen großen Weg.“



Sechster Sinn

„Und weißt du was“, beginnt Magnus mit funkelnden Augen, „den ersten Tipp unter Freunden bekommst du gleich gratis dazu. Öffne deine Augen! Und damit meine ich nicht nur das, was du siehst, sondern all deine Sinne. Mir scheint, sie liegen im Tiefschlaf, während du hier so verträumt umherstapfst. Sag mir: An wie vielen alten Kiefern bist du schon vorbeigegangen?“

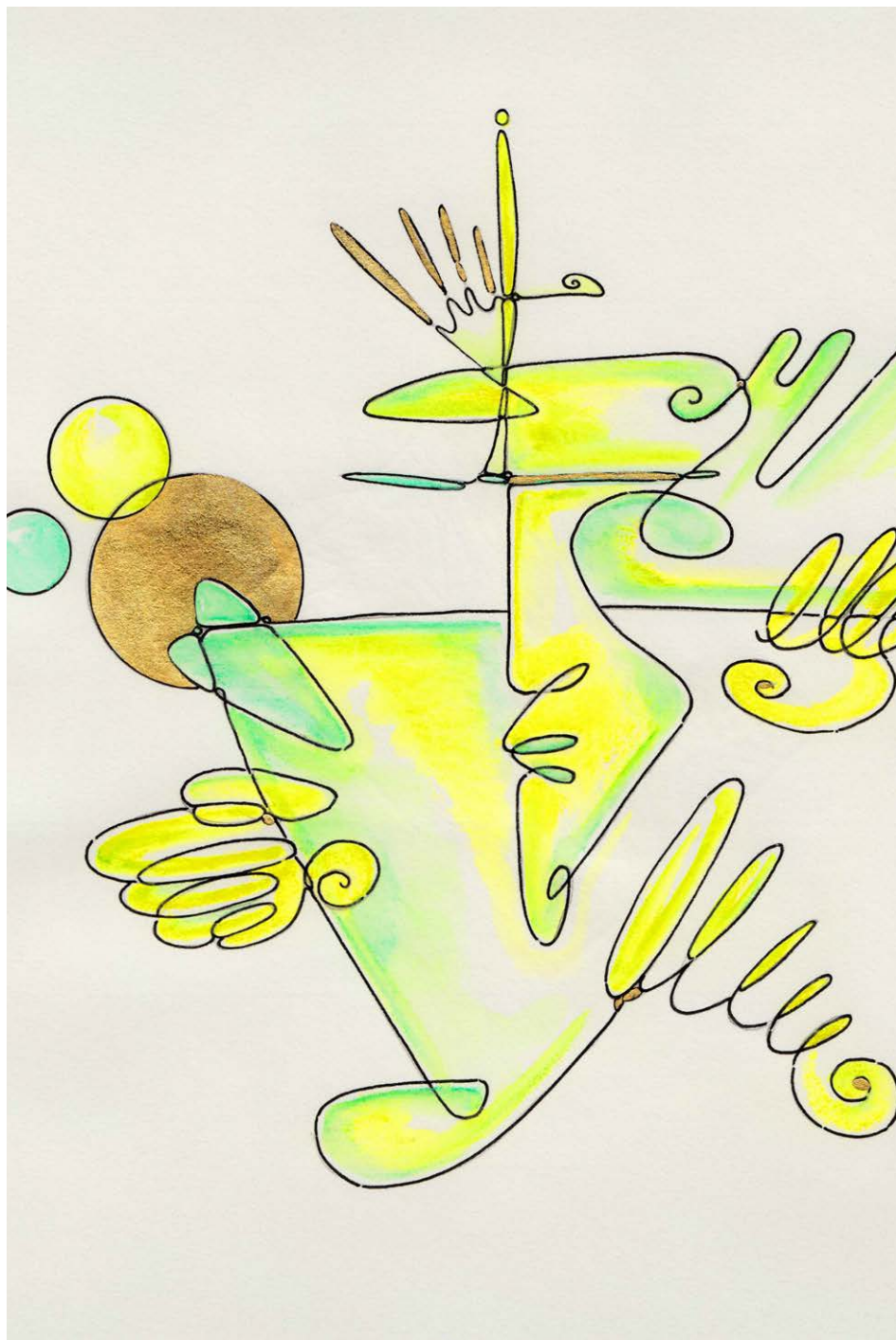
Amüsiert schüttle ich den Kopf. „Gewiss an unzähligen. Doch wenn ich ehrlich bin – ich wüsste nicht einmal genau, wie eine Kiefer aussieht. Alles, was ich vor Augen habe, ist der Ausgang, um den Wald endlich hinter mir zu lassen.“

Magnus flattert flink vom Boden auf einen Ast vor mir und stellt sich breitbeinig hin – so ernst, wie es nur ein winziger Vogel sein kann. „Na ja“, sagt er, „dann mach doch deinen Weg selbst zum Ziel. Fang an, Schritt für Schritt zu gehen – nicht nur mit den Füßen, sondern mit deiner ganzen Wahrnehmung. Schau dir an, worüber du steigst. Atme tief. Lausche nach jedem Schritt. Der Wald spricht – du darfst lernen, ihn zu hören.“

So beginne ich, geführt von Magnus, meine ersten tastenden Schritte in einer achtsamen Art des Gehens. Jeder Atemzug wird bewusster, jeder Laut klarer. Er flüstert: „Du hast Fragen, nicht wahr? Dann stell sie. Dieser Wald birgt Antworten – mehr, als du dir vorstellen kannst.“

Ich sehe ihn grübelnd an, nicht recht verstehend. „Außer dir hat hier noch niemand mit mir gesprochen“, erwidere ich. „Wie soll ich den Wald befragen?“

Magnus lacht – ein helles Zwitschern, das zwischen den Stämmen widerhallt. „Hör genauer hin. Jedes Rascheln, jeder Geruch, jedes Gefühl unter deinen Füßen ist eine Stimme.“



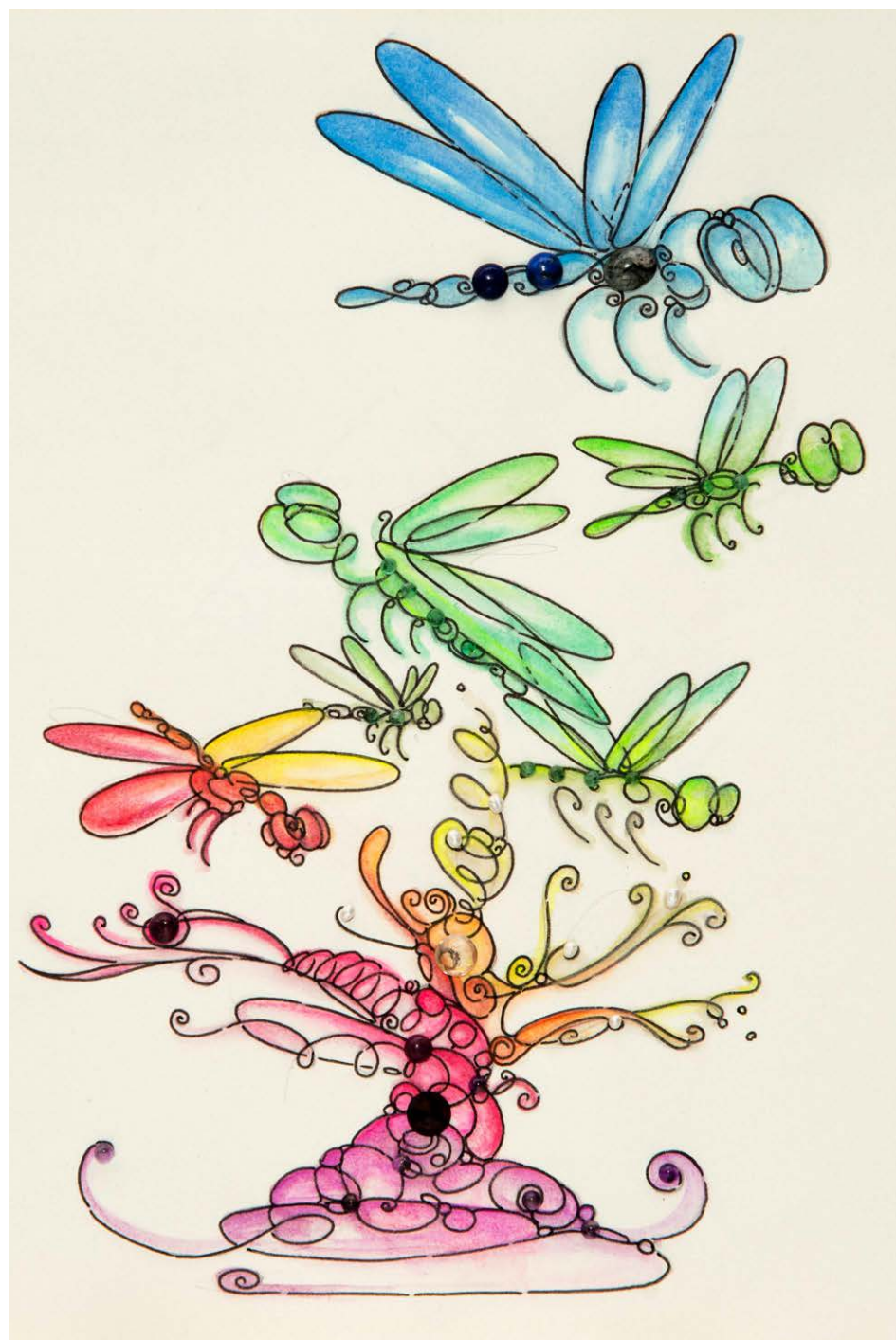
„Zum Beispiel“, flüstert Magnus, „siehst du dort vorne den Tanz der Libellen? Wie sie einander begegnen, sich gegenüberstellen – mal drei, mal vier, dann wieder fünf. Und dahinter die Schmetterlinge, wie sie kreisen, schweben, flirren. Siehst du die Blüten, die Bienen, die schwebenden Fliegen – selbst die Moskitos, alle sind Teil desselben Spiels des Lebens.“

Ich hebe den Blick, und Magnus' Stimme wird sanfter, fast ehrfürchtig: „Stell dir vor, der Wald um dich herum freut sich zutiefst, dass du da bist. Er heißt dich von Herzen willkommen.“

Da zieht ein Wind durch die Äste, lässt die Blätter rascheln, als würden mir die Baumwesen um uns herum Beifall schenken. Und ich spüre: Der Wald freut sich über meine Gegenwart, über meine ersten tastenden Schritte in Achtsamkeit.

Etwas öffnet sich in mir, zaghaft zuerst, dann weit – mein Herz. Das Gefühl der Distanz zu den Bäumen und Lebewesen schwindet, und anstatt alles hinter mir lassen zu wollen, habe ich nun das Bedürfnis, darin einzutau-chen. Und plötzlich beginne ich zu sehen – nicht nur mit meinen Augen, sondern mit allem, was ich bin.

Das bunte Treiben um mich her – getragen von tausend Schattierungen des Grüns, dem holzigen und erdigen Braun, den unzähligen Formen und Gerü-chen – dringt in mich ein und erfüllt die Leere, die noch eben in mir war.



Sprache des Waldes

Und ich frage ihn: „Ist diese Art der Kommunikation nur dem Wald vorbehalten? Sie wirkt so einfach, so leicht, so überraschend – und doch trägt sie etwas Tiefgründiges in sich.“

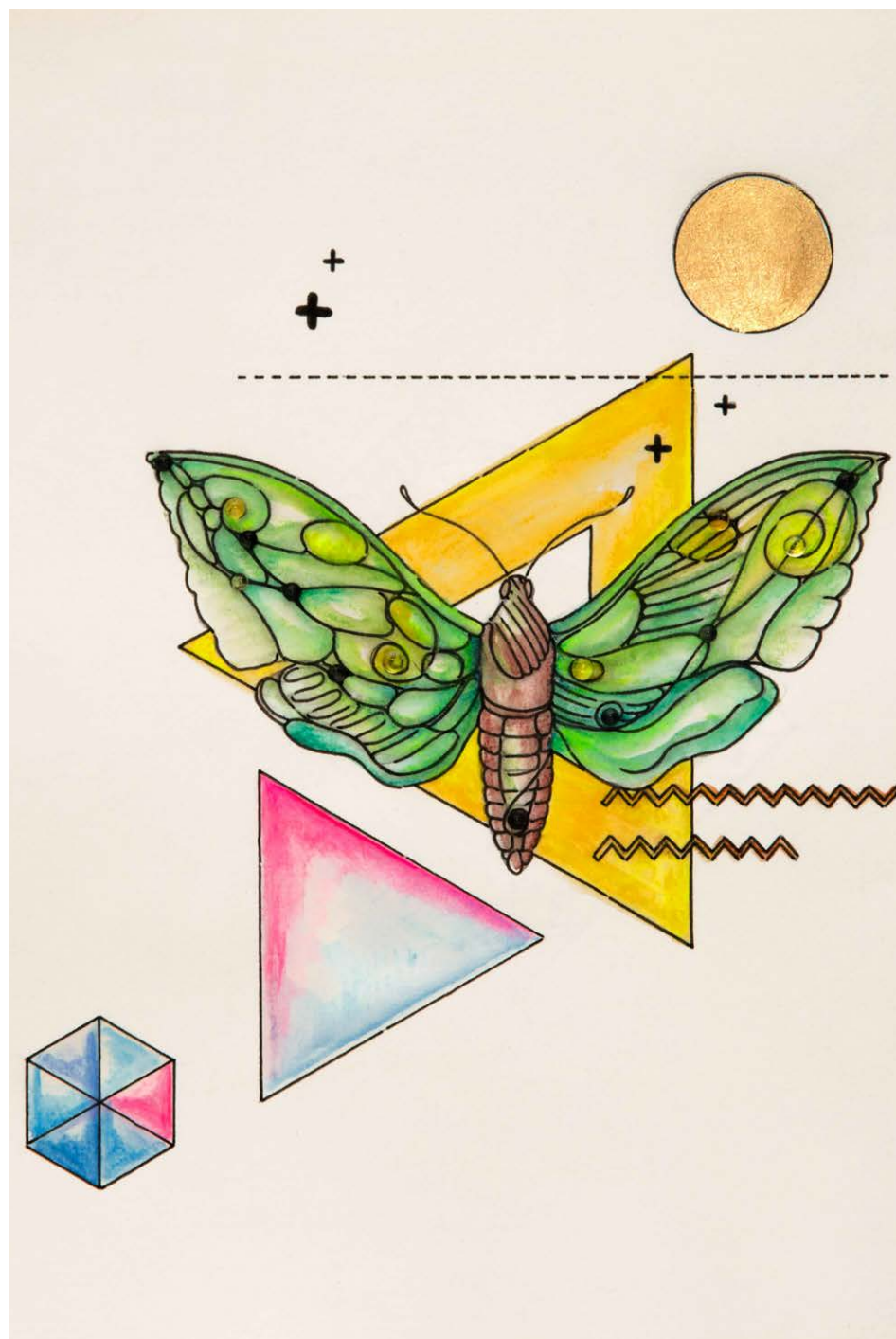
Magnus neigt den Kopf leicht zur Seite und spricht: „Nein, im Grunde ist sie jedem zugänglich. Doch ihr Menschen habt eure Sinne anders gebraucht – ihr habt sie auf das Äußere gerichtet, auf das, was ihr zu meistern glaubt. Und so wurden sie stumpfer, verengt auf das Nützliche, nicht mehr auf das Ganze. Aber diese Sprache steckt in euch allen. Nennen wir sie den sechsten Sinn.“

Erinnerst du dich – ganz weit zurück, in deine Kindheit? Als du die Welt erforscht hast mit den Augen eines Wissenschaftlers, mit den Händen eines Entdeckers, mit der Stimme eines Eroberers, mit dem Gefühl vollkommener Geborgenheit, mit dem Herzen eines Königs? Schon damals konntest du es.“

Seine Augen funkeln. Dann spreizt er die Flügel, hüpfert aufgeregt von Ast zu Ast, und seine Stimme wird feierlich: „Nun, lieber David, sage ich dir, wer ich bin. Ich bin ein Teil von dir. Dies hier ist der Seelenwald – und meine Aufgabe ist es, dich zu begleiten. Als jener Teil, den du vor langer Zeit verloren glaubtest: das kindliche Selbst. Doch jetzt hast du ihn wiedergefunden. Mit mir. Taraaaaa!“

Magnus spreizt seine Flügel ganz weit auseinander, als wolle er mich damit umarmen. Sein Gefieder glänzt, und seine Stimme schwillt an vor Freude: „Das macht mich glücklich – so sehr, dass mein Herz bis in den Himmel schlägt!“

Mit einem flatternden Satz steigt er hoch in die Luft, über die Kronen hinaus, und ruft mit heller, voller Stimme, die den ganzen Wald berührt: „Wir haben noch vieles vor! Wir wollen Welten erobern – und wir beginnen mit Utopia!“



Ich hebe den Blick, suche ihn zwischen den Wipfeln – ein winziger Punkt, doch mit einer Stimme, die größer klingt als der ganze Wald. Und auch wenn ich seinen Tatendrang kaum zu teilen vermag, überträgt er sich in diesem Augenblick auf mich. Ich atme tief ein, spüre Mut in mir aufsteigen – und bin bereit für das, was kommen mag. Ach was – egal, was kommen mag. Punkt.

Sogleich gestärkt und voller Mutes tauche ich wieder ein in die Schönheit des Waldes. Ich stelle meine Fragen – Fragen, die mich aus dem Hier und Jetzt erreichen. Weltliche Fragen, gar nicht einmal bezogen auf meine besonderen Umstände, vielmehr der Schönheit des Lebens gewidmet. Ich richte sie an die Stämme, an das Rascheln, an das Leuchten – und der Wald führt mich von Station zu Station. Nicht mehr nur geradeaus über Stock und Stein – im Gegenteil: von Stock zu Stein, links und rechts, vor und zurück.

Und so werde ich, berauscht von diesem übernatürlichen Trip, irgendwann müde, knie mich an den Fuß eines Baumes, lege die Arme um meine Knie und schließe für einen Augenblick die Augen. Jetzt habe ich so vieles gesehen – und kaum, dass ich die Augen schließe, beginne ich zu hören: weit und tief in den Wald hinein. Jedes noch so feine Geräusch formt sich vor meinem inneren Auge zu einem Bild. Alles ist so ausdrucksstark – zumindest nehme ich es so wahr. Dann nicke ich kurz ein.

Da kommt es – ein bekanntes Summen, nah an meinem Ohr. Sofort bin ich hellwach. Ich öffne die Augen – und sehe sie: eine Mücke, die sich auf meiner Hand niedergelassen hat. Normalerweise würde ich sie verscheuchen, vielleicht sogar erschlagen. Doch diesmal bleibe ich still. Ich reagiere nicht. Ich beobachte sie einfach. Sie lässt sich nicht beirren. Ruhig fährt sie ihren feinen Stechrüssel aus, tastet die Oberfläche meiner Haut ab, findet den Punkt – und dringt hinein. Ich spüre keinen Widerstand. Es stört mich nicht. Im Gegenteil: Ich bin gebannt. Vor mir offenbart sich ein Wesen von filigranster Schönheit – durchscheinend, leicht, präzise. In diesem reinen Blick erkenne ich: Auch sie trägt das Leben in sich, auch sie ist Teil des Ganzen. Und so schenke ich ihr einen Tropfen meines Blutes – ohne Furcht, ohne Abwehr. Und während ich sie betrachte, erfasst mich ein Staunen, das mein Herz weit werden lässt: Selbst im Kleinsten wohnt ein Universum.



Dieses Erlebnis schenkt mir so viel Freude und Lebenskraft, dass ich kurz darauf wieder aufstehe – bereit, meinen Weg fortzusetzen. Und während ich gehe, spüre ich, wie sich eine besondere Klarheit in mir ausbreitet – eine feine Stimme aus der Tiefe. Ist es vielleicht das Geschenk, das mir Lilithra auf der Stirn hinterließ?

Ein Auge, das sich zwischen meinen beiden langsam öffnet – sacht, aber unaufhaltsam. Ein Auge, das nicht nur das Außen wahrnimmt, sondern auch das, was dahinter liegt. Ein Auge, das alle Sinne miteinander schwingen lässt, Energien und Informationen zusammenführt. Was auch immer mit mir geschieht – eines ist klar: Mein Blick ist nun ein anderer.

Das wird mir durch das Erlebnis mit der Mücke bewusst. Ach, was für eine Mücke – ein Kunstwerk der Natur, in seiner Feinheit und Leichtigkeit kaum zu übertreffen. Mein neuer Blick, mein Bewusstsein, geht jetzt tiefer. Es sieht nicht mehr nur das Oberflächliche, die Bedrohung, den Angriff, den lästigen Mückenstich. Es sieht die Schönheit dahinter – das Leben selbst, das in jedem noch so kleinen Wesen wohnt. Und so ist es mir eine Ehre, diesem feinen Geschöpf ein Nahrungsspender zu sein.

Doch es bleibt nicht dabei – mein Bewusstsein geht weiter. In allen Wesen des Waldes erkenne ich den Kreislauf des Lebens. Ein Leben, das auch mir zum Teil wird, in den Millionen kleiner Wunder, die um mich herum entspringen. Ihnen allen schenke ich meine höchste Wertschätzung und Liebe.

Und so schwöre ich mir: Niemals wieder will ich mir das Recht anmaßen, über dem Leben zu stehen – in welcher Gestalt es mir auch begegnet. Jedes ist Teil des Ganzen. Jedes ist Ausdruck derselben Kraft. Und ich will dieses Leben ehren – in all seinen Formen.

Mit dieser Klarheit, die mehr ein tiefes Empfinden als ein Gedanke ist, öffnet sich mein Brustraum – weit und weit – und all meine Sinne folgen. Dieses neue Fühlen, diese geheimnisvolle Kommunikation, die aus meinem Inneren hervorsprudelt, ist die Intuition selbst, die in mir erwacht. Immer wieder verbinde ich mich mit der Sprache des Waldes, lasse mich tragen von seinem Geflecht aus Atem und Herzschlag.



Zum ersten Mal in all den fremden, herausfordernden Welten, durch die ich gewandert bin, spüre ich eine stille, unerwartete Verbundenheit. Etwas in mir, das lange verschlossen war, beginnt sich zu lösen – als dürfte ich endlich so sein, wie ich bin: roh, verletzlich, lebendig.

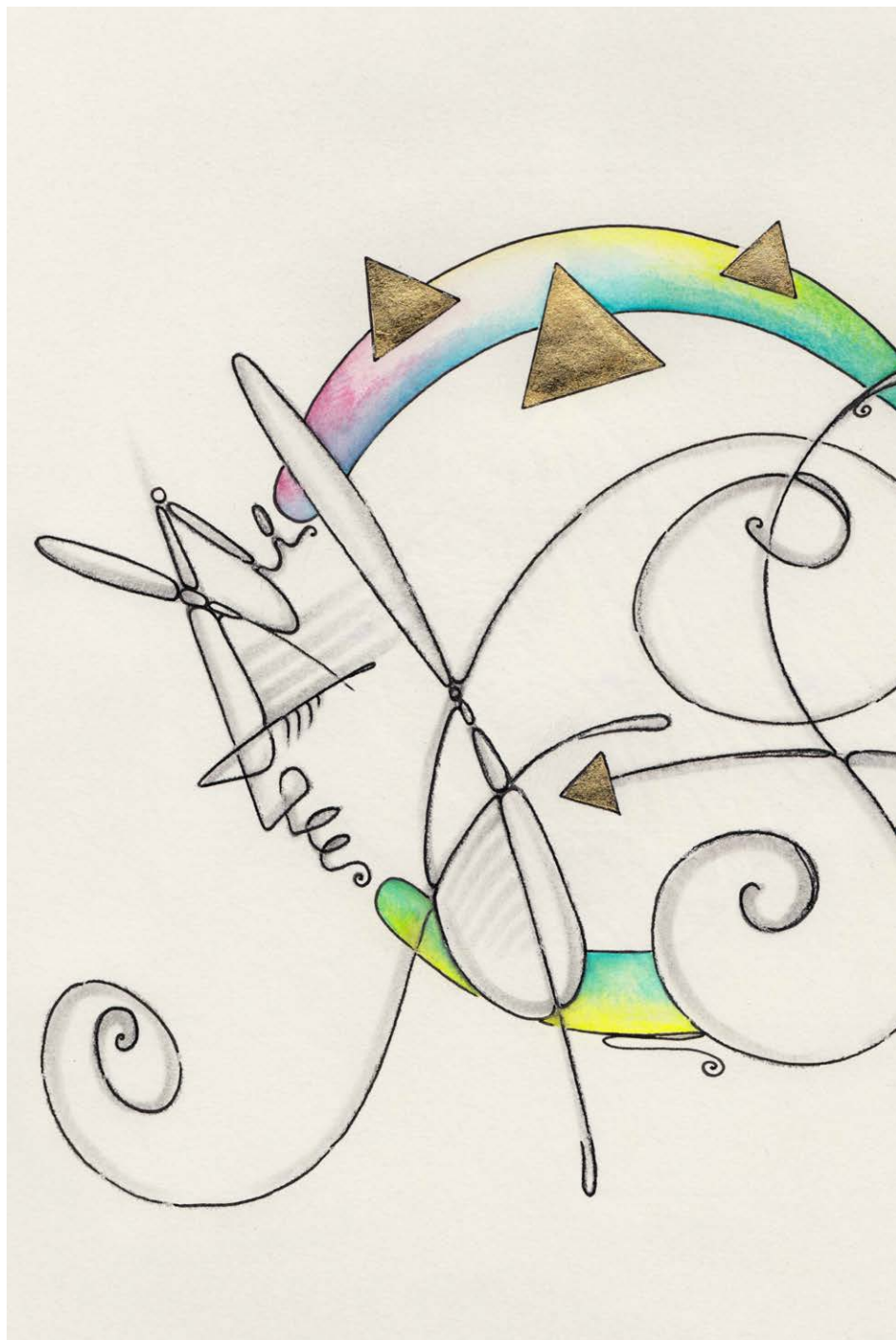
Der Raum, der mich umgibt, ist nicht mehr nur eine Kulisse meiner Reise. Er wird zu einem Wesen, das mich aufnimmt, das mich erkennt, in dessen Atemzügen meine eigene Geschichte widerhallt. Die Last der Erinnerungen an mein altes Leben, an das rastlose Dasein in der Herde, beginnt zu weichen. Mit jeder Antwort, die ich erhalte, spüre ich die tiefe Verbundenheit dieses Ortes.

Der Wald zeigt sich mir in seiner ganzheitlichen Schönheit, ein Bild, das ich zuvor nie sah. Mit jedem Schritt öffnet sich meine Wahrnehmung weiter. Jeder Ast, jedes Blatt, jeder Pilz wird zu einem Zeichen, zu einem Ruf. Und ich antworte, indem ich nicht mehr suche, sondern lausche. Ich lasse mich führen von einer Stimme, die nicht aus meinem Kopf entspringt, sondern aus dem Grundklang des Seins selbst – meiner Intuition.

Neugierig und staunend kniee ich mich nieder, grabe meine Hände in die feuchte, duftende Erde, tauche ein in das atmende, lebendige Netz aus Moos, Wurzeln und Mikroben. Und ich spüre mit jeder Zelle, dass dieser Boden mich trägt. Dass er mich schon immer getragen hat.

Als ich die Hände wieder emporhebe, schwer von dunkler, nährender Erde, atme ich tief ein. Die Luft ist durchzogen vom Duft des Verfalls und der Wiedergeburt – herb und süß zugleich –, als hätte der Wald mir seine Essenz offenbart. In diesem Moment sind all meine Sinne so präsent wie nie, und ich erkenne mich als Teil dieser Welt. So wie sie ein Teil von mir ist.

Ich schließe erneut die Augen und sinke in das fühlende Feld meines Herzens, das sich mittlerweile weit geöffnet hat. In diesem Raum, durchdrungen von der Sprache der Bäume, beginne ich, feine Gespräche zu hören. Keine Worte, sondern Stimmungen – ein Wechselspiel aus Frequenzen, Erinnerungen und Empfindungen.



Es sind Alltagsgeschichten: ein alter Baum, liebevoll versorgt von den Nahe-
liegenden; Gespräche über Harze und Düfte, über Stürme, die kommen und
gehen, über ein Leben, das in Jahresringen geschrieben steht. Einer der Bäume
ist stark, kraftvoll, voll im Licht. Ein anderer trägt das goldene Schweigen der
letzten Lebensphase – und dennoch ist seine Weisheit spürbar.

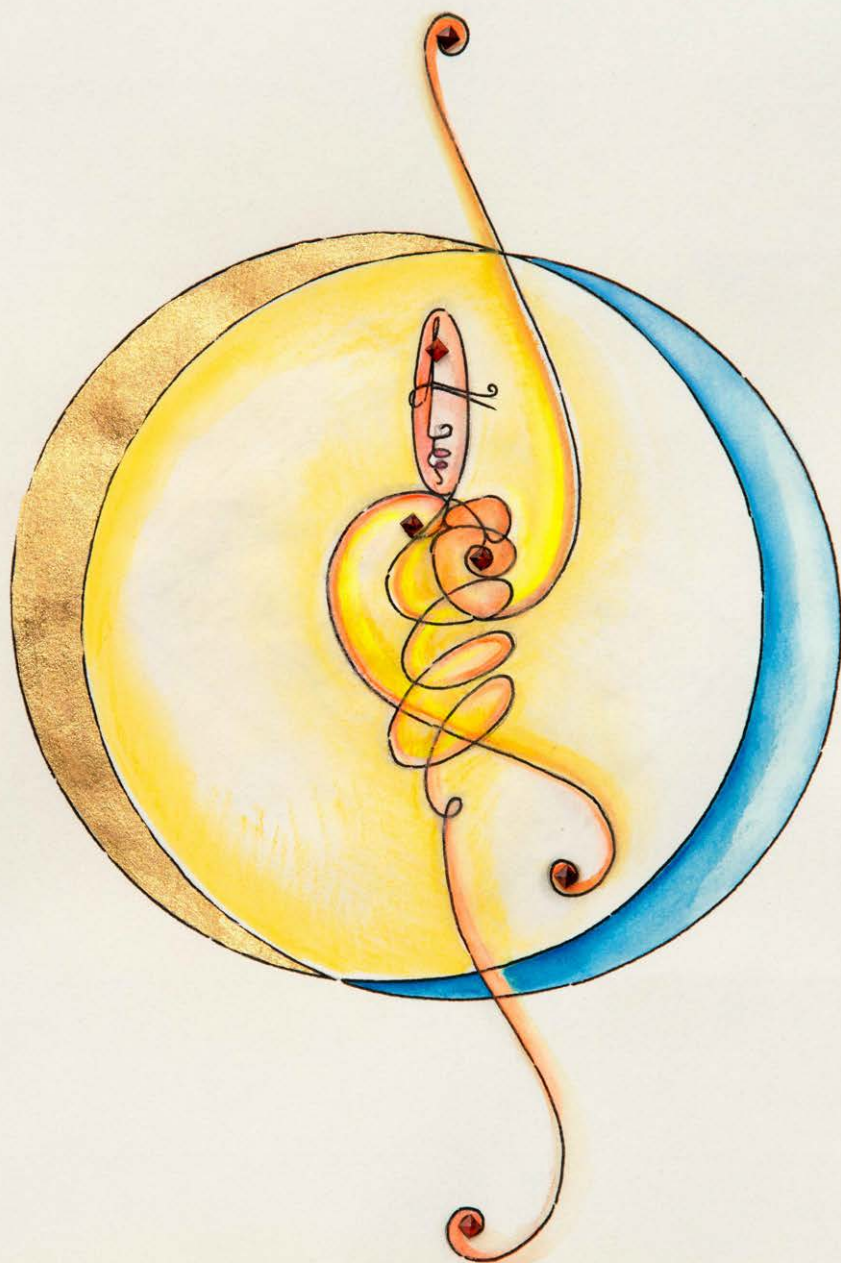
Ich erkenne, dass diese Verbindung nicht nur durch Wind und Kronen fließt,
sondern tief in die Erde hinein – durch ein unterirdisches Netzwerk aus
Pilzen und Wurzeln, die wie leuchtende Adern die Gefühle der Bäume wei-
tertragen. Es sind die Kommunikationsleitungen des Waldes, unsichtbar und
doch alles verbindend.

Da ist sie plötzlich – eine Stimme. Alt. Weise. Voll von Wärme. Sie kommt nicht
von oben, nicht von außen, sondern aus dem Innersten des Waldes selbst.
„Ja“, sagt sie, „ich meine dich, mein Freund. Komm zu mir. Folge meiner Stim-
me.“ Noch immer mit geschlossenen Augen nicke ich. Mein Körper setzt sich
in Bewegung – geführt nicht von den Füßen, sondern von einer inneren Aus-
richtung. Eine stille Kommunikation, die jenseits von Worten wirkt – ein Aus-
tausch von Herz zu Herz, der mich in eine tiefere Verbindung führt, größer
als jedes Verstehen.

Mein Gang wird leicht, fast schwebend, als wäre ich nicht mehr Mensch, son-
dern Teil des Gewebes, das mich trägt.

Magnus, mein kleiner Gefährte, der sonst nie still ist, beobachtet mich aus
dem Schatten eines Farns. Auch er spürt, dass dies ein heiliger Moment ist.
Etwas geschieht in mir, das nur aus mir selbst heraus geschehen kann – eine
innere Krönung, ein Erwachen aus der Tiefe meines Wesens.

Magnus würde am liebsten aufspringen, piepsen, um mich kreisen, sein Glück
in flatternden Bewegungen ausdrücken. Doch er hält inne. Denn er weiß: Dies
ist nicht die Zeit für Worte. Nicht für Bewegung. Sondern für Stille. Und so
bleibt er, wie verzaubert, ganz ruhig – und ehrt mit seinem Schweigen den
Schritt, den ich in diesem Moment mache: einen Schritt in die Verbundenheit
mit allem Leben.



Die Weise Walnuss

Nach einer Weile stehe ich vor einem mächtigen Baumstamm – dem Ursprung jener Stimme, die mich durch den Wald geführt hat. Ich bleibe stehen, atme tief und frage, fast flüsternd: „Bist du es, der mich ruft?“

„Ja, David“, antwortet die Stimme, „ich bin es – Rupold.“ Und Magnus ergänzt mit einem fröhlichen Zwitschern: „Oder, wie wir dich hier liebevoll nennen, die Weise Walnuss.“

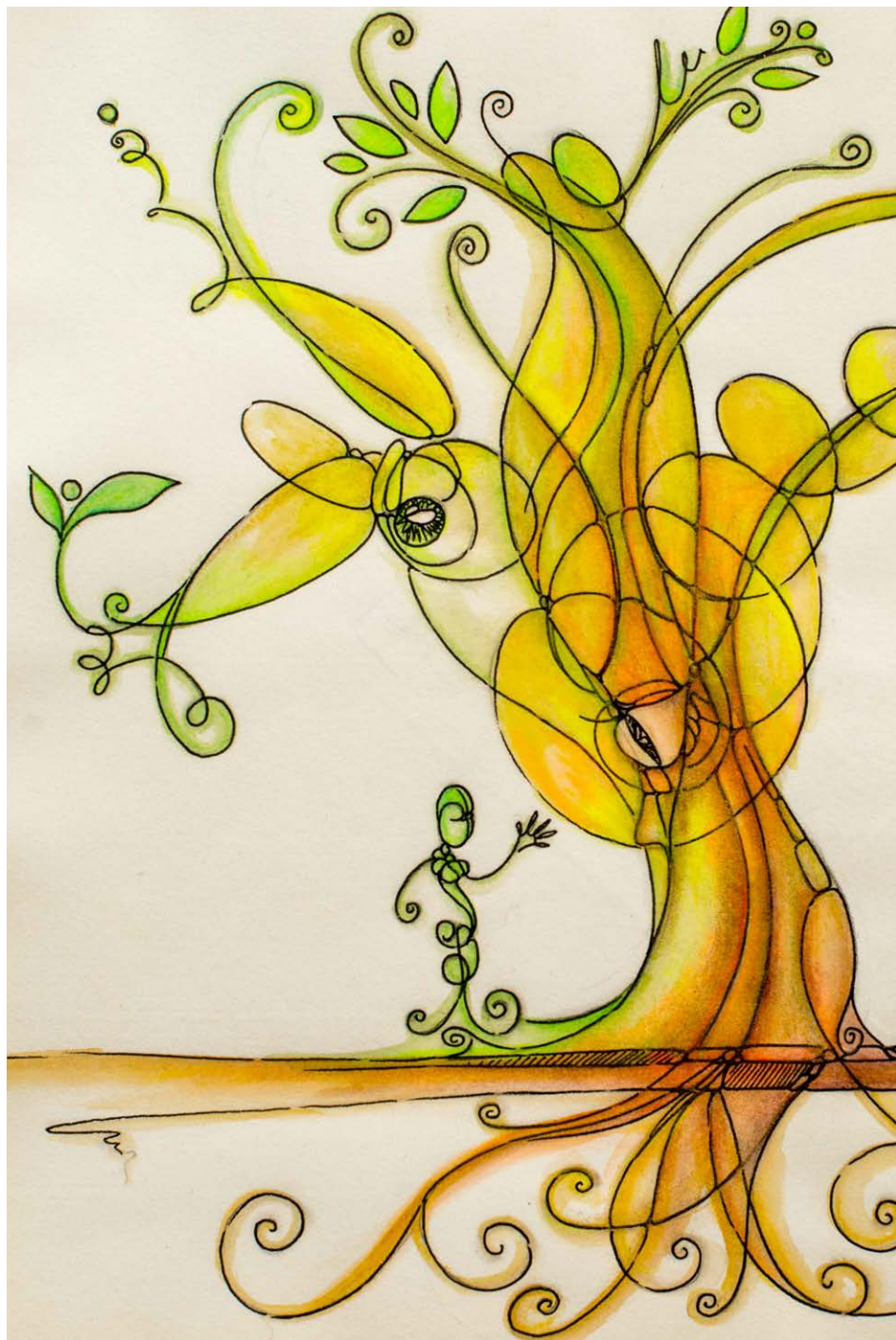
„Dann bin ich hier wohl genau richtig“, sage ich lächelnd und frage Rupold, ob ich ihn berühren darf. Mit einem zustimmenden Summen seinerseits lege ich meine Hand auf seinen Stamm. Als ich die Augen schließe, spüre ich eine tiefe Verbindung zu diesem gigantischen Baumwesen.

„Ich freue mich, dass du hierher gefunden hast“, spricht Rupold. „David, du hast viele Fragen gestellt auf deinem Weg – und nun stelle mir die eine, die dir wirklich auf dem Herzen brennt.“

Ich stehe still, meine Hand ruht auf der Rinde, meine Augen bleiben geschlossen. In mir sammelt sich alles zu einem Punkt – und da steigt sie auf, die Frage aller Fragen, die ich unverschleiert ausspreche: „Worum geht es hier eigentlich? Und ich meine nicht nur diesen Moment mit dir, sondern das Ganze – das Leben, das Dasein, das Warum.“

Rupold schüttelt sich sacht, und als ich meine Augen öffne, erkenne ich in den Linien seiner Rinde ein Gesicht. Er lächelt. „Eine weise Frage“, sagt er, „und eine Antwort, die so alt ist wie das Leben selbst: Es geht um die Liebe. Es geht immer um die Liebe. Die Frage ist nur – wie verbindest du dich mit ihr?“

Seine Stimme wird zu einem Rauschen, das durch die Äste zieht, und während er spricht, scheint der ganze Wald zu lauschen: „Die Liebe ist die Energie, die alles durchdringt...“



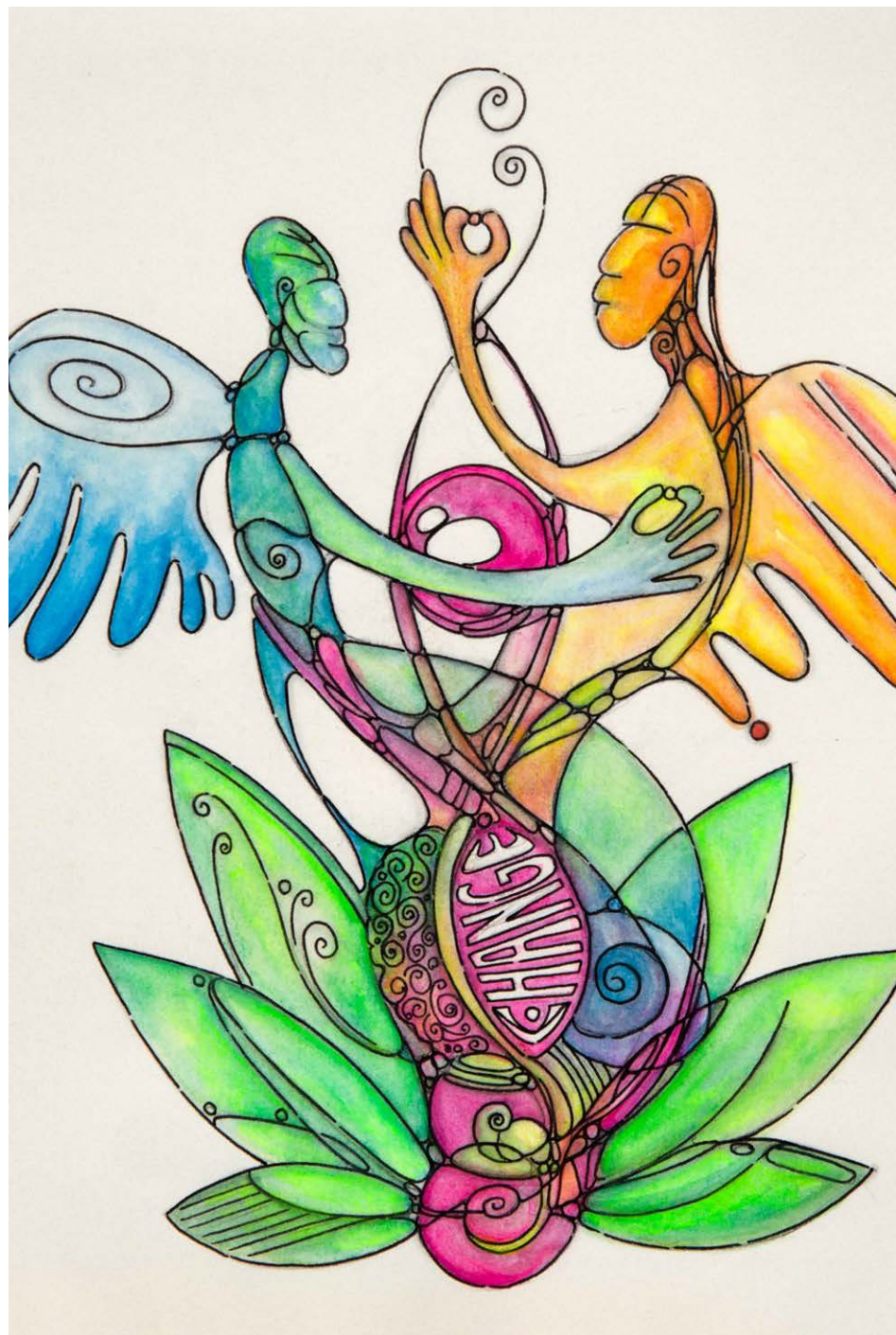
„Und doch braucht es Bewusstsein, damit alle Räume in euch vom Fluss der Liebe profitieren. Ihr Menschen seid Meister im Mauernbauen – und so sucht die Liebe sich andere Wege. Denn sie hat keine Bestimmung. Sie ist pures Sein im Fluss.

Schau mich an, David – und auch du, Magnus, höre gut zu. Meine Wurzeln tasten sich tief hinab in die Finsternis, trinken vom alten Wissen, das dort seit Anbeginn ruht. Für euch mag es das Unbewusste sein, das Verdrängte, das Abgestorbene, das im Schatten ruht – und doch ist es kostbares Wissen, das euch zu eurem vollen Potenzial führt. Mein Haupt, meine Krone, reckt sich empor dorthin, wo die Sonnenstrahlen wohnen. Zwischen diesen Polen dehnt sich mein Leib – ein Bogen zwischen Schatten und Licht – und alles, was ich bin, strömt im Einklang mit dem Wald.“

Er spricht von der Verbundenheit, vom Fließen der Kräfte, von jener Ganzheit, die jedes erwachte Bewusstsein in sich trägt. Dann zeigt er auf seine Früchte, die in Scharen an den Zweigen hängen – tausend und abertausend Walnüsse, gleich tausend Herzen. Umhüllt von Fleisch, geschützt durch eine harte Schale, bergen sie in ihrem Inneren zwei Kammern – die linke und die rechte, Spiegel des Herzraumes.

„So sind sie Sinnbilder des Daseins“, fährt Rupold fort. „Es gibt das schwarze Herz und das weiße Herz. Doch wahrlich groß sind jene, die beides bewusst in sich tragen – die das Dunkle und das Helle nicht mehr trennen, sondern in einer höheren Liebe vereinen. Sie sind es, die der Dualität ein Schnippen schlagen und den Weg zur Ganzheit öffnen.“

Magnus und ich wagen kaum zu atmen, als Rupold weiter spricht: „David, du stehst noch am Anfang deiner Reise. Doch erinnere dich daran: Es wird dein Herz sein, das dich leitet – nicht dein Verstand, nicht deine Stärke, sondern deine Bereitschaft, dich der Liebe in ihrer ganzen Tiefe hinzugeben, auch dort, wo sie vom Schatten berührt ist. Elarion, König des Lichts, ist durch diese Wunde geprägt. Er sah die Dunkelheit in ihren Abgründen und trägt sie bis heute in sich. Was ihn zu Fall brachte, war nicht die Macht der Finsternis allein, sondern der Augenblick, in dem er der Liebe nicht mehr standhielt – in dem er vergaß, dass selbst im schwärzesten Schatten ihr Same verborgen liegt.“



Das sind Rupolds letzte Worte zum Abschied. Mit einer sanften Bewegung seiner Äste öffnet sich zwischen Wurzeln und Stamm ein gewaltiges Tor – ein Tunnel, dunkel und ehrwürdig, in den er uns hineinbittet. Kaum zu glauben, wie kurzweilig das Erleben im Wald war. Fast ein wenig wehmütig verabschiede ich mich von Rupold und den Wesen des Seelenwaldes.

Im Vertrauen lässt er uns eintreten – in sein Innerstes, das uns zugleich hinaus aus dem Wald führen wird. Sollte alles so geschehen, wie es geschah? Und was, wenn ich seine Stimme nicht vernommen hätte? Hätte ich jemals den Weg hinausgefunden? Bestimmt. Denn jetzt habe ich einen treuen Gefährten an meiner Seite. Ich blicke zu Magnus hinüber, der mit einem freudigen Satz in den dunklen Tunnel hineinfliegt.

Gemeinsam, genährt von Rupolds Wissen, schreiten wir durch das uralte Geflecht seiner Wurzeln. Hinter uns schließt sich die Rinde, und vor uns glimmt bereits ein Licht. Mit ein paar Schritten treten wir hinaus an den Rand des Waldes, in jenen Grenzbereich, der den Übergang zu einer neuen Welt offenbart.

Gebannt stehen wir in dieser neuen Umgebung. Auch Magnus, der seinen Lebtage im Seelenwald verbracht hat, ist tief beeindruckt. Vor uns erhebt sich ein Gebirge von unermesslicher Größe, Gipfel an Gipfel gereiht, und über allem ein Berg, so hoch, dass er die Wolken durchschneidet. Liegt dahinter Utopia? Wo auch sonst. Denn so zeigte es mir die Vision auf Helios' Rücken.

Im Schutz und am Rande des Waldes suchen wir uns ein Plätzchen, um zu ruhen. All das war aufregend genug – und vielleicht braucht es nun einen Moment, um uns neu auszurichten, bevor wir die Welt der Berge betreten.

Wir entzünden ein Feuer und wärmen uns an seinen Flammen. Und obgleich mein Körper Hunger kennt, braucht er keine Speise, denn alles, was geschieht, gleicht einem Traum – einem Traum, der umso wirklicher wird, je weiter ich ihn beschreite.



Gebannt blicke ich in das Lagerfeuer, dessen Flammen dämonische Fratzen formen, die mich schelmisch angrinsen – Vorboten vielleicht dessen, was uns noch erwarten soll. Eine Weile dauert es, bis ich meinen Blick aus diesem Sog mächtiger Kräfte löse. Als ich zu Magnus blicke, sitzt er still mit geschlossenen Augen auf einem Ast. Als er sie öffnet, treffen sich unsere Blicke – und in diesem Moment weiß ich, wie sehr ich ihn brauche: diesen kleinen Gefährten, der längst mein Herz erobert hat.

XXIII

Davids Bestimmung

„Es geht also um die Liebe – oder genauer: darum, wie ich mich mit ihr verbinde“, sage ich leise. Das hätte ich mir fast denken können, und doch regt sich in meinem Innersten der Wunsch nach einer einfacheren Antwort. Denn was Rupold sagt, ist so tief, dass ich es kaum greifen kann. „Ich dachte, es ginge eher darum, dem Tod zu entkommen, zu überleben, in meine Welt zurückzukehren.“

Da schüttelt Magnus sein Gefieder, hüpft leicht und spricht mit einer Klarheit, die wie aus einer tieferen Quelle kommt: „Ja, ein Stück weit ist es so. Vielleicht liegt dein Körper noch im Sterben, vielleicht hat er den Abschied in deiner Erdenwelt bereits begonnen. Aber all das verliert an Bedeutung, solange dein Bewusstsein im Tiefschlaf liegt. Es ist die Wiederholung, in der ihr Menschen gefangen seid – die Trennung, in der ihr lebt. Ihr seid getrennt von eurer Quelle, vom Herzen, vom Ganzen. In eurer Angst erstarrt ihr – und nennt es Leben. Doch was euch trägt, ist selten die Liebe – es ist die Angst, die euch bewegt, euch aufstehen, rennen, kämpfen lässt.“

Ich höre zu, und etwas in mir rebelliert, während ein anderer Teil in tiefer Zustimmung schweigt. Ich nicke sanft. Alles, was mir die Zwischenwelt zeigt – die Botschaften meiner Gefährten, die Spiegelungen meiner Schatten –, sammelt sich in mir zu einer inneren Landkarte.



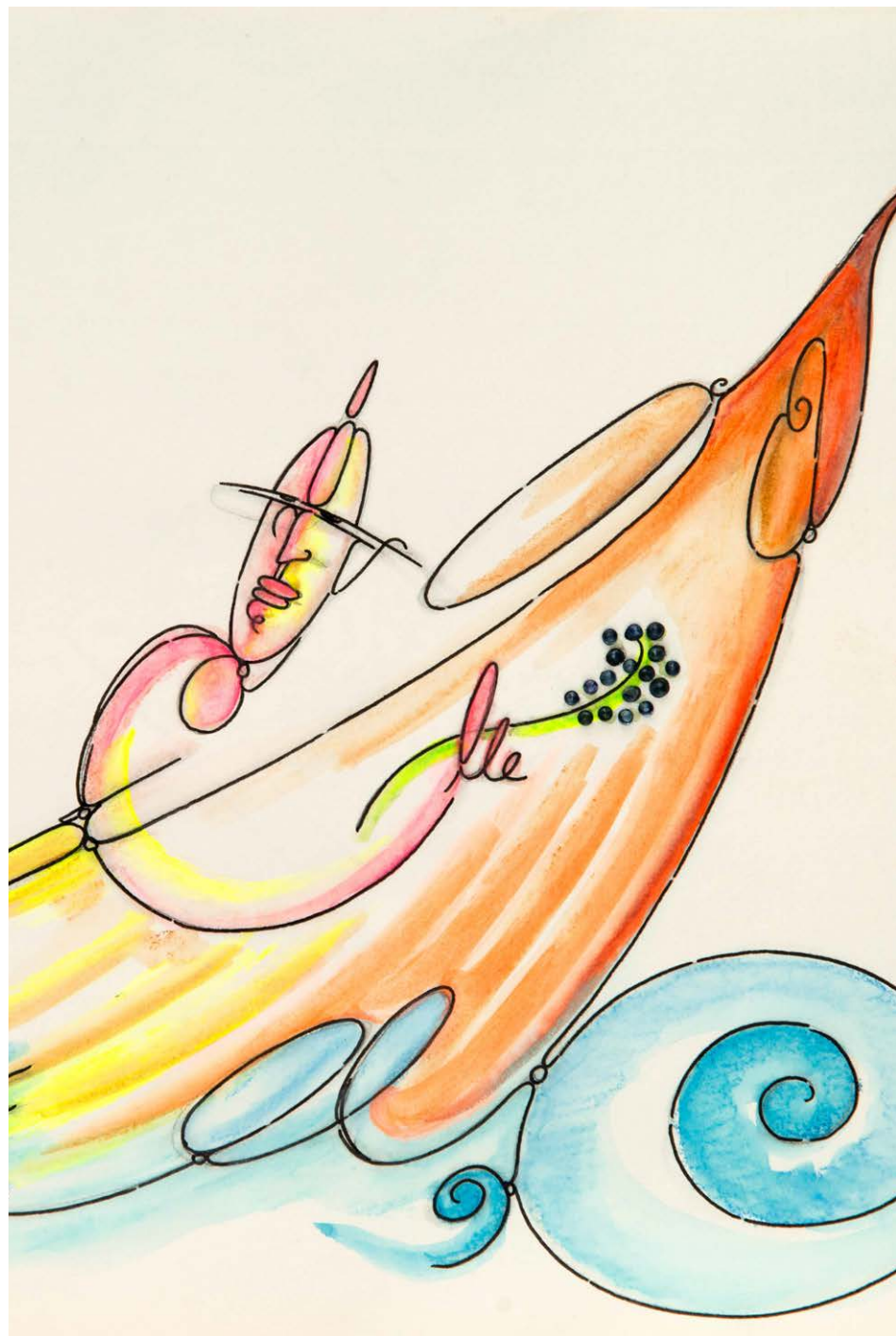
Und so treffe ich für mich eine klare Entscheidung: Ja, es geht um die Liebe – um die Liebe zu mir selbst, die wie eine innere Haltung mein Wesen durchdringt, die ich hier, in diesen Welten, über mein Herz schon mehrfach erleben durfte. Und nicht zuletzt um die Liebe zum Leben – zu allem, was mir in diesem, vielleicht meinem Königreich begegnet ist und noch begegnen wird. Jeder dunkle Ort, jede Kammer, jeder noch so dichte Wald erfährt von nun an meine bewusste Wertschätzung und Liebe. Zumindest fühlt es sich jetzt so an. Und auch wenn alles Momentaufnahmen im stetigen Fluss des Erlebens sind, lege ich sanft meine Hand auf mein Herz und markiere diesen Augenblick als jenen, der als Fundament meiner Bestimmung stehen soll.

Magnus fliegt um das Feuer herum und landet auf meinem Knie. So nah hat er sich mir bisher noch nicht genähert. Mit einem tiefen, liebevollen Blick beginnt er zu sprechen: „Es ist nicht leicht, die Felder zu verlassen, in die wir gestoßen wurden – jene, die wir uns selbst erschaffen haben, und jene, die schon immer in uns waren, ob aus Licht oder aus Schatten. Diese Felder, beide zugleich, formen unser Leben, prägen unseren Weg, lassen uns wachsen und vergehen, um uns neu zu finden.“

Und so ist es kein leichter Schritt, sie zu durchqueren – von der einen Seite zur anderen, vom Bekannten ins Ungewisse. Denn manchmal sind wir in unseren Schatten nicht nur verloren oder verletzt, sondern glauben, sie stünden uns zu, als hätten wir nichts anderes verdient. Doch in uns wohnt die Ganzheit – und zu ihr gehört ebenso das Licht. Ein Teil, der uns aus der Tiefe unseres Seins zusteht.

Und selbst wenn wir im Licht heranwachsen, scheuen wir den Blick in die Dunkelheit, als wäre sie uns fremd. Doch kein Schritt bleibt ganz, wenn er nicht in beide Richtungen führt – vom Licht in den Schatten, und vom Schatten zurück ins Licht.

Du aber, David, trägst in dir die Gabe, beide Welten zu begehen. In dir lebt die Fähigkeit, in Licht und Schatten gleichermaßen einzutauchen – in ganzer Tiefe, in ganzer Wahrheit. Denn so, wie dein Bewusstsein in die Schatten hineinwächst, dehnt sich im selben Maß das Licht in dir aus. Es ist das Gesetz des Gleichgewichts, das im Herzen des Universums pulsiert.“



Und so wartet auch das Licht auf dich. Doch du wirst erkennen, dass Licht nicht gleich Licht ist – dass selbst im Leuchten die Versuchung wohnt, sich zu verlieren.“ Magnus hält inne. Seine Stimme klingt nun wie die einer alten, weisen Seele – vielleicht ist er es auch. Ich sehe ihn an und frage leise: „Was bleibt am Ende meines Weges? Ich weiß, der Weg selbst ist das Ziel – doch was erwartet mich, wenn ich ihn gegangen bin?“

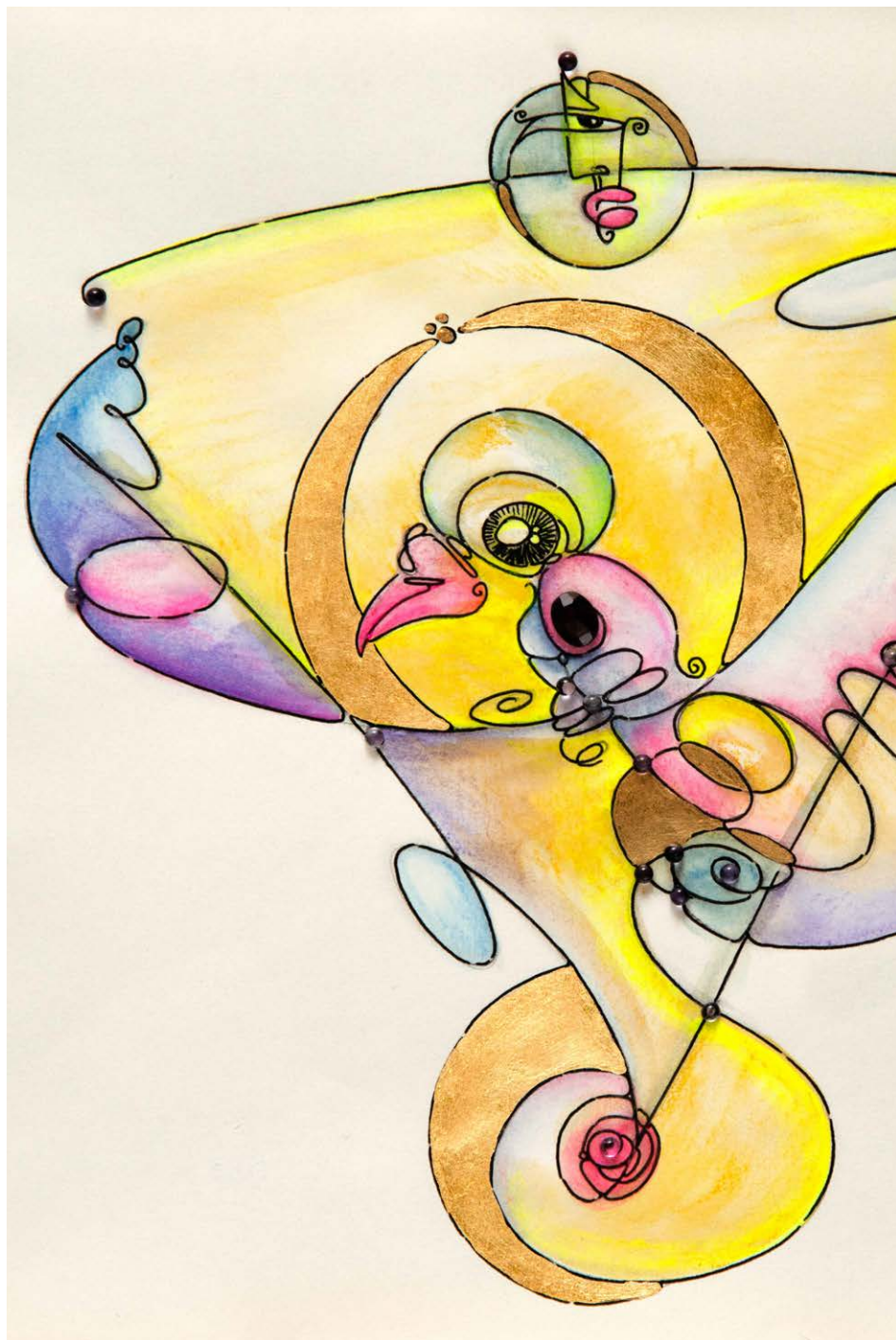
Magnus blickt nach oben, als lausche er einem fernen Klang, und spricht dann mit sanfter Klarheit: „Genau kann ich es dir nicht sagen, lieber David. Aber es heißt – und so fühlt es sich auch für mich an –, dass, wenn sich die bedingungslose Liebe mit der Selbstliebe vereint, eine Einheit entsteht. Und aus dieser Einheit entspringt die wohl höchste Form der Liebe: das Mitgefühl.“

Seine Augen beginnen zu leuchten, als trüge er selbst die Wahrheit seiner Worte in sich. „Stell es dir so vor“, sagt er, „als würdest du dich bis in dein Innerstes klären – wie ein Brunnen, dessen Wasser Stufe um Stufe, von oben nach unten, immer reiner wird. Wenn du in deiner vollen Kraft stehst, dein Potenzial entfaltet und dein Bewusstsein in alle Kammern deines inneren Reiches ausgedehnt hast, dann geschieht der Moment der Verbindung. Dein Herz öffnet alle Räume zur Einheit, und die geheilte Dualität in dir – in deiner Brust, in deinem Bewusstsein – überwindet alle Grenzen.

Verstand und Herz, Licht und Schatten, das weibliche und das männliche Prinzip, Liebe und Angst – sie alle vereinen sich in dir zu einem einzigen, atmenden Ganzen. Und in dieser Ganzheit liegt der Ursprung des Mitgefühls, jenes stärksten, zartesten und verbindendsten Bandes, das existiert.“ Magnus' Blick wird tiefer, und ein fröhliches Lächeln umspielt seinen Schnabel. „Und dorthin, mein Freund“, sagt er leise, „dorthin wollen wir.“

Gebannt von der Größe, die aus diesem kleinen Wesen strömt, schmunzle ich zurück. „Ja“, flüstere ich, „da wollen wir hin.“

Berührt von seinen Worten reiche ich Magnus meine Hand, auf die er geschwind hüpfte. Ich sehe ihn an und spreche leise: „Ja, ich nehme den Weg an. Er ist – wie ich bereits erfahren habe – nicht leicht. Doch wenn ich ihn ganz gehe, spüre ich, dass in mir etwas wächst, das größer ist als ich selbst.“



Diese Erkenntnis, dieser Diamant, dieser Entschluss – er ist nicht länger nur mein Fundament, sondern wird zu einem Versprechen, das ich in meinem innersten Kern verankere: in meinem Herzen. Es soll mein Gelübde sein, geboren aus Herz und Verstand zugleich. Mein Verstand lehrt mich Achtsamkeit und klares Sehen, mein Herz schenkt mir Weite und Tiefe. In ihrer Verbindung erkenne ich die Richtung: Dies ist mein Weg. Dies ist unser Weg.

Andächtig greife ich in meine Hosentasche, ziehe den roten Rubin hervor und halte ihn gegen das Licht des Lagerfeuers. Meine Aufgabe, den König aus der Dunkelheit zu führen, ist mir klarer denn je. Denn was ist ein Königreich ohne seinen König? Wie Rupold, die weise Walnuss, sagte: „Eine gesunde Krone strebt zum Himmel – und doch ist sie nur so stark, wie ihr Wurzelwerk tief im Boden verankert ist.“ Dieses Gleichgewicht wiederherzustellen – darin liegt meine Aufgabe. Damit sich eines Tages die zwei Reiche, das des Lichts und das der Schatten, wieder vereinen können.

„Licht und Schatten, Himmel und Erde, Krone und Wurzel – keine Gegensätze, sondern zwei Atemzüge derselben Wahrheit. Und vielleicht, Magnus – wenn wir das schaffen, darf ich dann in meine Welt zurückkehren?“

Magnus zwinkert mir zu: „Das Beste von innen trägt das Beste nach außen.“

Während die Funken des Feuers vor uns in die Luft steigen, wissen wir beide, dass sie den Himmel berühren, der uns ruft. Meine Entscheidung, diesen Weg zu gehen – und Magnus' stilles Einverständnis – ist kein weiterer Schritt, sondern ein Hinführen zu meinem wahren Sein.

„Wahrlich heldenhaft gesprochen, mein lieber David“, lacht Magnus, und seine Stimme klingt zugleich stolz und liebevoll. „Und sieh da – wir sind dem Licht wieder ein Stück näher gerückt.“

Während das Feuer langsam verglüht, fällt alles in eine tiefe Stille. Und irgendwo jenseits davon beginnt unsere Reise ins Licht.



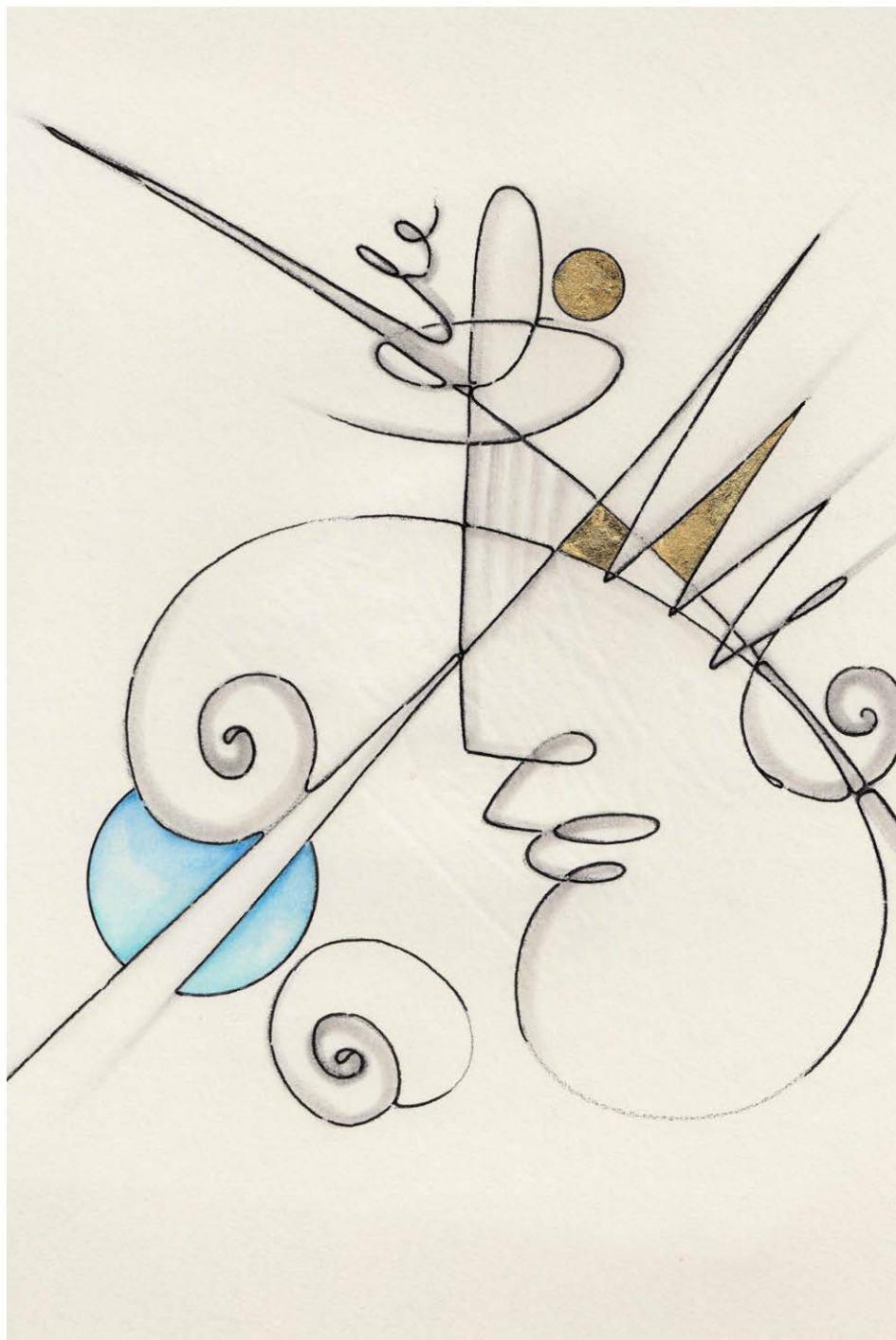
Elarions Schatten

Als die Seelen des Kosmos frei und ungebunden durch die Galaxien zogen, machte sich Elarion – eine der alten, wissenden Seelen – gemeinsam mit seinen Gefährten auf den Weg zur Erde. Dort begann das lemurische Zeitalter – eine Epoche, in der das Bewusstsein noch jung, formbar und offen war. Seine Aufgabe bestand darin, als Hüter des lebendigen Wissens die Menschen in die Geheimnisse des Seins einzuweihen und sie an das Licht der Quelle zu erinnern, aus dem sie einst geboren worden waren.

Die Erde hatte in ihnen ein tiefes Staunen geweckt – nicht nur wegen der Menschen, die sie bewohnten, sondern auch wegen der belebten Materie selbst, jener jungen, vibrierenden Kraft, die Dichte und Wandel vereinte. Die Erfahrung, ihre hochschwingende Energie in die tiefere Schwingung der Materie zu senken, zog sie in ihren Bann. Denn darin lag das Versprechen, das Unsichtbare im Sichtbaren zu erfahren.

Durch einen einzigen Bewusstseinsimpuls entschieden sie, von der ätherischen in die materielle Ebene zu wechseln. Sie veränderten ihre Schwingung – und im Augenblick dieser Entscheidung öffnete sich der Raum zwischen den Welten. In leuchtenden Körpern, den Menschen ähnlich, traten sie hervor und begannen, die Erde zu durchwandern. Doch trotz all ihres Wissens, das sie aus den Ursprüngen des Universums trugen, offenbarte sich ihnen hier etwas, das ihnen gänzlich fremd war: der Tod.

Für sie, die Kinder des Lichts, existierte kein Ende – nur Übergänge, Wandlungen, Rückkehr in den Fluss. Doch hier, auf dieser jungen Welt, spürten sie die Vergänglichkeit, das Rätsel des Endlichen. Elarion erkannte, dass der Tod für die Menschen eine erschütternde Erfahrung war – ein Geheimnis, über das ihr Verstand nicht hinausreichte.



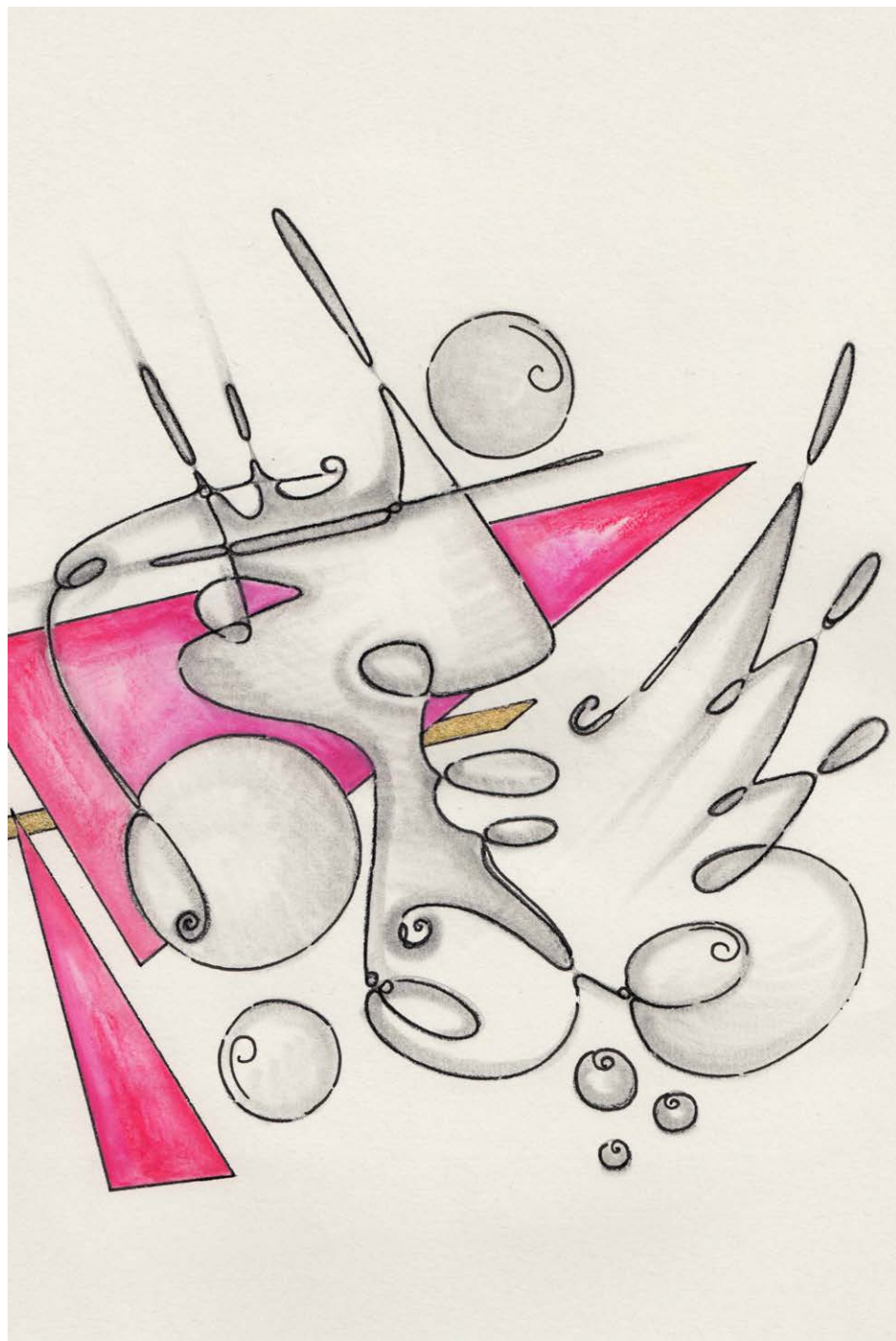
Dort, wo sie sich niederließen, pulsierte die Erde in einer sanften, lichtvollen Energie. Elarion und seine Gefährten materialisierten und dematerialisierten ihre Körper mit Leichtigkeit, stets achtsam gegenüber den Seelen der Menschen, die sie als Fremde wahrnahmen.

Neben ihnen waren andere Wesen gekommen, angezogen von der Einzigartigkeit dieses Planeten – unter ihnen die gefallenen Engel, jene, die einst in himmlischen Sphären gewirkt hatten und nun die Dichte der Materie erforschen wollten. Auch sie lehrten die Menschen Wissen aus den Quellen des Universums und empfingen im Austausch neue Erkenntnisse über das Wirken von Körper, Geist und Seele. Doch sie betrachteten die Menschen von oben, sahen sie als Spiegel eines großen Spiels.

Bald erkannten sie, dass die Menschheit für das lebendige Wissen noch nicht bereit war. Langsam formte sich eine Tendenz: dunkle Materie trat in Beziehung zu den Schatten der Menschen. Mit jeder neuen Offenbarung wuchsen in den Menschen neue Kräfte – Neid, Eifersucht, Begierde – und so spann sich ein feines Netz der Zwietracht über die Erde. Kaum sichtbar, doch spürbar – wie der Schatten, der dem Licht folgt.

An den Knotenpunkten der Leylinien errichteten Elarion und seine Gefährten kristalline Tempel, die das Wissen in sich trugen wie feine Lichtcodes, eingewebt in die Materie, um der Vergänglichkeit zu trotzen. Hier sollten die Menschen ihre Inspiration empfangen. Doch je tiefer die Verbindung zwischen den himmlischen Lehrern und den irdischen Schülern wurde, desto stärker wirkte die Macht der Emotion.

Die kosmischen Seelen begannen, das Menschliche zu fühlen – Liebe, Schmerz, Sehnsucht, Verlust – und dieses Fühlen veränderte ihr Bewusstsein. Sie erlebten sich nicht länger als Beobachter, sondern als Teil des Geschehens. Sie spürten das Erwachen des Ichs. Aus Wahrnehmung wurde Erfahrung, aus Erfahrung Bindung, aus Bindung Verantwortung. So begann das Ego – die zarte Blüte der Materie – in ihnen zu wachsen. Sie fielen aus der Unberührtheit des Himmels in die Empfindung des Herzens.

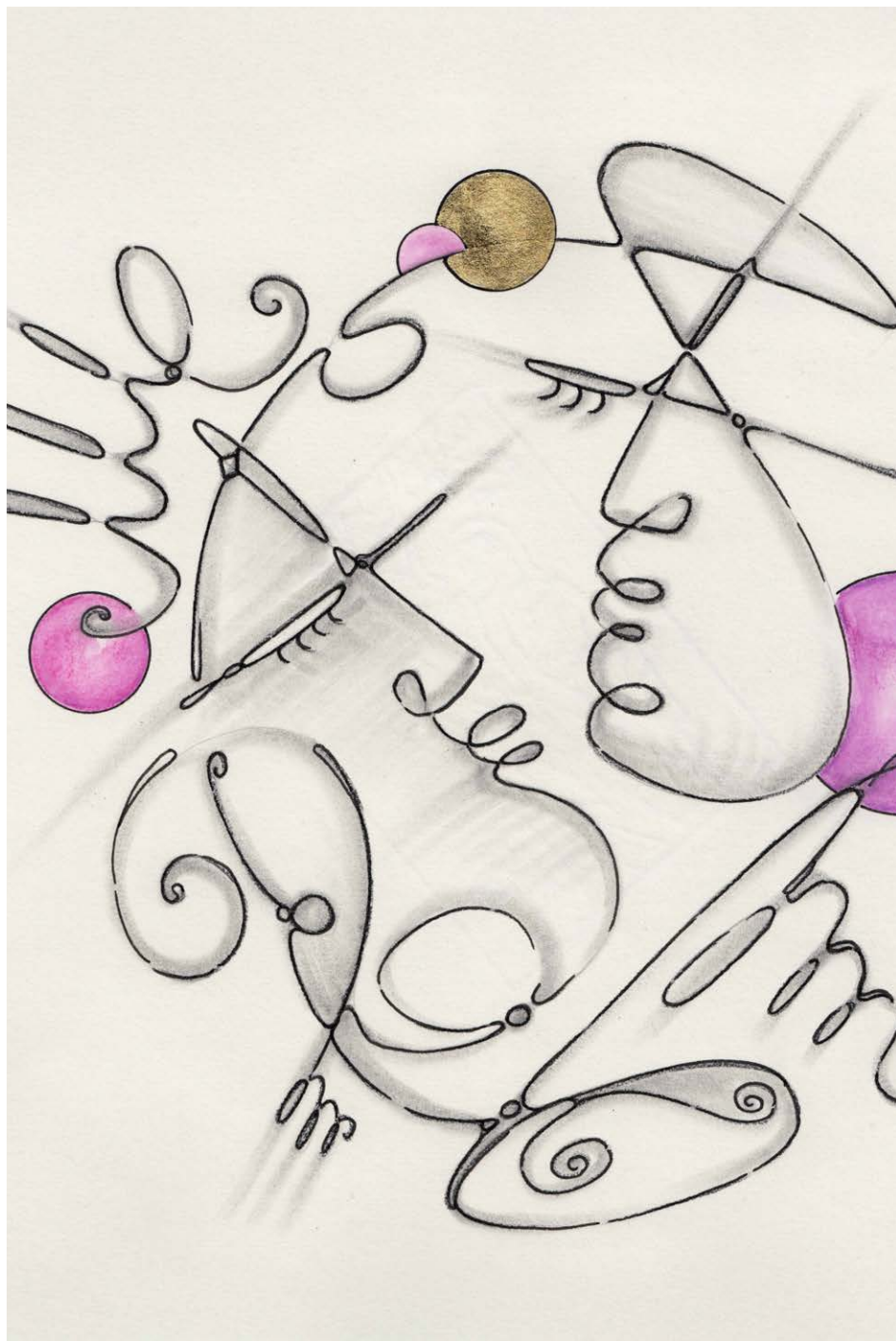


Wo das Wissen einst in Reinheit pulsierte, begann sich auch Macht zu formen. Neben den kosmischen Lehrern traten jene hervor, die das Wissen zum Werkzeug machten. Aus den Tempeln der Erkenntnis wurden Orte des Begehrens, aus dem Spielplatz Erde ein Schauplatz des Willens. Neue Strukturen entstanden – Hierarchien, Systeme – und in Elarion regte sich zum ersten Mal ein leiser Schatten: ein Schmerz, der nicht von außen kam, sondern aus der Tiefe seines eigenen Lichts.

Über Jahrhunderte lehrten er und seine Gefährten die Menschen. Sie sprachen von Einheit, von den Gesetzen des Herzens, von der Sprache der Elemente. Elarion war einer der weisesten unter ihnen. Er lebte mit den Menschen, atmete ihren Atem, sprach ihre Worte, trank aus denselben Quellen, aus denen sie ihre Sehnsucht schöpften. Und doch blieb in ihm ein Abstand – der stille Rest einer Erinnerung, die ihn an seine Herkunft band. Bis zu jenem Tag, an dem eine Frau in sein Leben trat.

Er begegnete ihr am Rande eines Tempels. Und als ihr Blick den seinen traf, begann etwas in ihm zu schwingen – eine Resonanz, die jenseits von Raum und Zeit lag. Sein Herz antwortete, als erkenne es etwas Verlorenes wieder. In ihrem Feld spürte er die Kraft, die selbst Sterne entzündet: Liebe. Zum ersten Mal fühlte er sie durch seinen menschlichen Körper – ungebremsst, unendlich, erdig und himmlisch zugleich. Aus Zuneigung wuchs Sehnsucht, aus Sehnsucht Liebe – ein Feuer, das ihn ganz ergriff.

Nach Rücksprache mit seinen Gefährten entschied er, zu bleiben. Er senkte seine Schwingung, band sein Licht an die Erde und wurde Mensch. Er bat um die Hand seiner Geliebten, und sie sagte Ja. Drei Kinder wurden ihnen geschenkt – drei leuchtende Seelen, in deren Augen Himmel und Erde einander berührten. Elarion erlebte in ihnen den vollkommenen Frieden, den selbst das ursprünglichste Licht nicht zu schenken vermochte. Seine Liebe zu Frau und Kindern wuchs über alles hinaus, und er begann zu begreifen, dass das Größte im Kleinsten wohnt.



Doch in den dunklen Sphären der Erde regte sich Unruhe. Drei der mächtigsten gefallenen Engel blickten auf diese Liebe herab und sahen in ihr eine Erschütterung ihrer Ordnung der Dinge, die im Chaos fußte. Sie fürchteten, dass die Macht der Liebe die Fäden ihres Spiels zerreißen könnte. So beschlossen sie, Elarion zu prüfen – in der einzig wahren Prüfung: jener, die seine Liebe auf die härteste Probe stellen sollte.

Bald verbreitete sich die Kunde, dass die gefallenen Engel seine Familie aus ihrem Zuhause entführt hatten. Noch bevor ihn die Nachricht erreichte, spürte er das Unheil aufziehen. Von einer Kraft getrieben, die stärker war als Furcht, eilte er mit seinen Gefährten zum Palast der Dunklen. Der Bau aus schwarzem Stein erhob sich wie ein Monument der Trennung – weit, kalt, lautlos. Am Boden, umgeben von unzähligen Menschen, Untertanen unter ehrfürchtiger Hypnose, dem Schatten in stummer Unterwerfung kniend, thronte das Dreigestirn der Finsternis. In der Mitte des Thronsaals, auf einer endlosen Treppe nach oben, erhob sich eine Plattform des Schreckens.

Ihre Präsenz erfüllte den Raum mit einer Schwere, die selbst das Licht zu biegen schien. Elarion sank an der untersten Stufe vor den Thronen der gefallenen Engel auf die Knie. Seine Stimme bebte, als er sprach – und doch lag in ihr eine Kraft, die jenseits von Angst geboren war: „Nehmt mich. Lasst sie gehen. Sie haben nichts getan. Es gibt keinen Grund, sie hier zu halten.“

Der dunkle Herrscher neigte den Kopf, und ein kaum merkliches Lächeln zog über sein Gesicht – kalt, berechnend, wie das Flackern eines schwarzen Feuers. Seine Stimme hallte tief durch die steinernen Hallen, schwer wie Metall: „Ich will sehen, was in deiner Macht steht, um sie zu retten.“

Er erhob sich von seinem Thron – eine mächtige Gestalt, aus Schatten gewoben, dem Tod ähnlich in seiner Erscheinung – und stieg langsam die Stufen hinab, bis er vor Elarion stand. Mit einem Fingerschnippen öffnete sich am anderen Ende des Saales ein großes Tor. Dahinter, im Halbdunkel, flackerten Fackeln an den Wänden und beleuchteten die gefesselten Körper seiner Frau und seiner drei Kinder – gezeichnet von Angst, Schmerz und Entsetzen.



Elarion spürte den Herzschlag seiner Frau, die rasenden Atemzüge seiner Kinder, ihr Zittern, das durch seine Seele fuhr. Der dunkle Engel stand still, die Hände hinter dem Rücken verschränkt. Seine Augen, wie zwei brennende Kristalle, bohrten sich in Elarions Blick. „So groß also ist deine Liebe? Zeig sie mir.“

Elarion hob den Blick zu seiner Familie. In diesem Augenblick öffnete sich sein Herz. Alles, was er je war – das Wissen, das Licht, das Mitgefühl – strömte aus ihm hervor. In einem stillen Entschluss ging er in die Verbindung, öffnete den Raum zwischen sich und ihnen, trat in ihre Energiefelder und lenkte ihren Schmerz, ihre Angst, ihr Leid auf sich und durch sich hindurch. Er wurde zum Gefäß, durch das alles Dunkle hindurchfloss, in der Hoffnung, sie zu schützen. Aus tiefstem Mitgefühl ließ er alles zu – ohne Widerstand, ohne Trennung, in vollkommener Hingabe.

Die gefallenen Engel standen reglos. Der Dunkle trat einen Schritt zurück, fasziniert von der Macht dieses Mitgefühls. „So also liebst du“, sprach er leise. „Du nimmst ihr Leid in dich auf. Sag mir, Elarion – bist du bereit, alles zu geben?“ Elarions Blick ruhte still auf seiner Familie, und ohne auch nur einen Moment zu zögern, sprach er: „Ja.“ Und in diesem einen Wort schwang die ganze Tiefe des Universums.

Ein kaum merklicher Fingerzeig des Herrschers genügte. Zwei Schatten lösten sich aus dem Halbdunkel, ihre Dolche funkelten im schimmernden Licht. Elarion wollte aufstehen, doch seine Beine gehorchten ihm nicht. Er blieb kniend, während er versuchte, den Strom der Energie zu halten. Dann sah er, wie die Klängen herabfuhren. Er hörte das Aufkeuchen seiner Frau, das Schreien seiner Kinder. Er fühlte, wie die Stahlspitzen ihre Herzen durchdrangen – und im selben Moment riss ein Schmerz durch ihn, so tief, dass selbst das Licht in ihm zu beben begann. Die Gewalt ihrer Qual, die letzte Welle ihrer Lebensenergie, durchdrang ihn wie ein unaufhaltsamer Strom.

Sein Herz bäumte sich auf, wollte halten, wollte schützen – doch die Kraft, die durch ihn floss, überstieg alles Irdische. In einer letzten Geste öffneten sich Elarions Hände dem Himmel – und das Unausweichliche geschah: Ein greller Stoß aus Licht durchdrang den Raum, bevor sein Herz in abertausend Teile zersprang und sich unauslöschlich in alle Ebenen des Seins verteilte.



In einer Wirklichkeit, die keine Umwege mehr erlaubt, begegnet David den Schatten seiner eigenen Geschichte. Der Weg zurück zu sich selbst öffnet sich erst dort, wo er den Mut findet, die dunkelsten Räume seines Seins zu durchschreiten.

olliventures

© 2025 Oliver Kögler
Alle Rechte vorbehalten.

Texte, Illustrationen und Gestaltung: Oliver Kögler
post@olli.ventures • www.olli.ventures